

I 11986



Arbeiterfrage

von Dr. phil. Hermann Kautsky

1. Auflage



Verlag von Julius Springer

Berlin, 1901

Eustav Friedrichsen
Stiftung

Die

Arbeiterfrage

vom

christlich-ethischen Standpunkte beleuchtet.

Von

A. Wächter.

„Accipiant vitium, ni moveantur aquae.“



Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

1872.

I 11986

Wirtschaftliche

Wirtschaftliche



Di



V o r w o r t.

Nationale Kriege gleichen dem Orkane auf dem Weltmeere. Sie bringen das ganze Volksleben in unglaubliche Aufregung, entfesseln alle guten und schlechten Eigenschaften des Nationalcharakters und spannen die geistige und materielle Kraft eines Volkes aufs höchste. Der Krieg ist die eigentliche Entfaltung der Intelligenz, des Kapitals und der physischen Kraft eines Volkes; jede Errungenschaft der Wissenschaft, wie jede Energie der christlichen Tugend muß ihm dienstbar werden. Im Kriege zeigt es sich, welche materiellen, geistigen und sittlichen Mächte im Volke leben und ruhen, er bringt jede derselben zur schönsten Entfaltung. Daher ist es nicht zu verwundern, daß der Sozialismus in Frankreich und zwar gerade in Paris, weil dessen Belagerung alle guten und schlechten Leidenschaften unter den bedrängten Einwohnern schrankenlos entfesselte, sein blutiges Haupt erhob.

Die Belagerung von Frankreichs Hauptstadt war die Prüfungsstunde, welche der ganzen Welt die sittliche Machtlosigkeit der bisher wegen ihrer Civilisation hochgepriesenen Nation zur Erscheinung bringen mußte. Die blutigen Grenel der Kommüne zeigten zum Entsetzen aller christlichen Völker, wie schwach und morsch die sittlichen Fundamente geworden, auf welche Frankreich sein Volksleben gegründet hatte. Die rauchenden Trümmer des „heiligen Paris“ offenbarten den sittlichen Bankrott der Nation.

Daß aber die Frevler der „Internationale“ in Paris nicht vereinzelte Erscheinungen gewesen, sondern in fast allen Staaten Europas bedenkliche Zuckungen nach sich gezogen und in zahlreich besuchten Arbeiter-Verksammlungen, wie z. B. in Dresden, Leipzig und Hannover, öffentliche Billigung gefunden haben, das zeigt deutlich, welch einen gefährlichen Zündstoff unser Volksleben unter seiner äußerlich glänzenden Decke birgt. Und es bleibt Pflicht

eines jeden, der sein Volk lieb hat, durch Wort und That beizutragen, daß diesen Verirrungen ein Ziel gesetzt werde.

In der Arbeiterfrage handelt es sich gegenwärtig keineswegs um die Aufhülfe einiger heruntergekommenen Personen oder Familien, sondern unsere Industrie hat seit den Tagen ihrer Kindheit bis zu ihrer jetzt erlangten Großjährigkeit allmählig ein ganz neues Geschlecht groß gezogen, einen Arbeiterstand geschaffen, welcher als der vierte Stand eine ihm geziemende Stellung in der modernen Gesellschaft gebieterisch verlangt. Seine Existenz gründete sich bis jetzt nur auf den täglichen Arbeitslohn, welcher bei den Anfängen unserer Industrie, wo der Arbeitslohn gewöhnlich als Zugabe zu einem kleinen häuslichen Anwesen willkommen hinzutrat, hinlänglich genügte. Allein gegenwärtig will dieser Arbeitslohn, wo tausende von Familien mit ihrer Ernährung lediglich auf ihn angewiesen sind, nicht mehr genügen, seine Unauskömmlichkeit tritt täglich schreiender zu Tage. Daß sich dieser vierte Stand nach Selbstherrlichkeit sehnt, — denn ein derartiges Ziel schwebt seinen Gliedern unklar vor Augen, — darf nicht verwundern. Diese Forderung ist nur ein entsprechendes Gegengewicht gegen das Dominiren der Geldaristokratie. Beide Theile müssen sich wieder zu einander anders stellen. Unsere sozialen Schäden werden keineswegs durch Hebung der materiellen Lage unser Arbeiter allein gebessert, geschweige geheilt werden. Die Gesellschaft kann sich nur auf sittlichen Grundlagen aufbauen oder weiter bilden. Wird dies übersehen, so schlägt jede materielle Aufbesserung ins Gegenteil um.

Von diesem Gesichtspunkte aus sind nachstehende Zeilen geschrieben. Ihr Verfasser hat sich von Kindheit an unter dem Geräusch der Arbeit befunden, daher sind seine Gedanken aus eigener Anschauung hervorgegangen. Derselbe ist fest überzeugt, daß unser Volk so viele Kräfte des grün sprossenden Lebens in sich trägt, daß es auch diese gegenwärtige Krisis, obwohl unter schweren Wehen, nicht nur überstehen, sondern neue bessere Zustände daraus gebären wird.

Essen, im Juli 1872.

Der Verfasser.

Erste Abtheilung

Geschichtliche Einleitung.

Die Arbeiterfrage bildet eine Schattenseite unsrer modernen Kulturstaaten. Das Alterthum kannte sie nicht, weil es weder die Freiheit, noch die Würde der Arbeit kannte. So lange ein Volk die Arbeit als eines freien Mannes unwürdig betrachtet und vermöge natürlicher Trägheit seine Arbeiten durch Sklaven oder Unfreie verrichten läßt, so lange kann es in einem solchen Volke auch nicht zu einer eigentlichen Arbeiterfrage in unserm gegenwärtigen Sinne kommen, sondern statt dessen erhebt sich die Sozialfrage. Daher begegnen wir in den Kulturstaaten des Alterthums einem immer wiederkehrenden Kampfe sozialer Fragen. Zu den ältesten dieser Erscheinungen möchte wohl auch die Befreiung Israels von ägyptischer Herrschaft gezählt werden dürfen, ohne daß dadurch die göttliche Providenz in dieser Befreiung irgendwie beeinträchtigt werden soll. Die große Menge ägyptischen Böbels, welche sich Israel bei seinem Auszuge aus Egypten anhing, deutet offenbar darauf hin, daß dieser Auszug eine große soziale Bewegung in sich barg. Die innere Geschichte der griechischen Staaten bildet fast durchgängig ein immer wiederkehrendes Ringen verschiedener sozialistischer Elemente. Je höher die allgemeine Bildung der einzelnen Bürger steigt, desto kräftiger tritt auch ihr Verlangen nach Theilnahme an der Staatsregierung auf, und die einzelnen Tyrannen, welche bald aus der Aristokratie, bald aus der ärmeren Bürgerschaft hervorgehen, gelangten meist dadurch, daß sie sich beim Proletariat beliebt zu machen wußten, zur

Alleinherrschaft. So vielfache Verwandtschaft auch diese inneren Kämpfe der griechischen Staaten mit unsern modernen Arbeiterbewegungen haben mögen, so grundverschieden sind sie doch dadurch, daß bei ihnen nicht freie Arbeiter, sondern nur die ärmern Bürgerklassen um ihre Berechtigung an der Staatsregierung mit der ihnen entgegenstehenden Aristokratie und nicht mit der Macht des Kapitals ringen. Freilich liegt gegenwärtig der Versuch auch nicht fern, unsere Arbeiterfrage zu einer sozialen zu erheben und die so viel genannte Sozial-Demokratie zur Herrschaft zu bringen. Auch können hie und da vereinzelte Umsturz-Versuche auftauchen, große Schrecknisse erzeugen, aber nie wird die Sozial-Demokratie ein festes Regiment zu Stande bringen, indem ihr Sieg über das Kapital zugleich ein Absägen des Astes wäre, welcher ihre Massen trägt. Ein solcher Sieg würde der Ruin unsrer Arbeiterwelt sein. Alle Umsturz-Versuche haben bisher nur gelehrt, daß, was oben zu sein bestimmt ist, auch immer wieder oben zu stehen kommt.

Unser Arbeiterfrage viel näher stehen die sozialen Bewegungen des alten Rom. Hier begegnen wir vielfach schwerern Kämpfen des Proletariats mit der herrschenden Aristokratie, als in den kleinen griechischen Städten. Aber um was handelte es sich in diesen blutigen Kämpfen? Um nichts geringeres, als um die Gleichberechtigung der ärmeren Klassen vor dem Gesetz und Antheil am Besitz. Die römische Plebs ist nicht zu vergleichen mit unsern freien Arbeitern, höchstens kann hie und da ihre Armuth der Besitzlosigkeit jener ähnlich erscheinen, aber über Gleichberechtigung vor dem Gesetz und Ausschließung vom Erwerb des Grundbesitzes können sie nicht klagen. Die römische Plebs hatte die eigentlichen Staatslasten, besonders den damals so harten Kriegsdienst zu tragen, ohne jemals auf die Kriegsbeute oder auf Zutritt zu den öffentlichen Aemtern Anspruch erheben zu dürfen. Es bedurfte blutiger Auftritte, ehe sie ihre Volkstribunen, also ihre rechtlichen Vertreter erhielt. Und selbst als dieses Ziel erreicht war, dauerte es lange, ehe die Plebs ihr geschriebenes Recht erhielt und ihre Tribunen wirklich eine Macht wurden. Denn wie oft mußte der Antheil der plebejischen Bürger an den öffentlichen

Ländereien gefordert werden, ehe die Armen wirklich etwas davon erhielten.

Zu verwundern bleibt es, daß unsere Sozialdemokraten noch nicht auf Wiederherstellung dieser römischen Volkstribunen gedrungen haben. Vielleicht meinen sie, daß sie im Reichstage ihre Deputirten, als moderne Volkstribunen sitzen hätten. Freilich gehört große Einbildung dazu, in diesen Deputirten eine moderne Auflage der römischen Volkstribunen wieder zu erkennen. Roms innere Kämpfe waren nur Kämpfe des Proletariats gegen die übermächtigen Geschlechter der Aristokratie, aber keine Bewegung freier Arbeiter. Denn auch der römische Bürger hielt die Arbeit nicht eines freien Mannes würdig, sondern für eine Sache der Sklaven.

Erst mit dem Christenthum ist der Welt die Ueberzeugung geworden, daß die Arbeit die Ehre und Zierde des freien Mannes sei. Mit seiner Grundlehre von der Gleichheit aller Menschen, die selbst die gebildeten Geister des Alterthums nicht fassen, aber auch nicht widerlegen, sondern nur verspotten konnten, erschütterte es alle sozialen Verhältnisse der alten Welt. Wie schwer jedoch diese Lehre dem natürlichen Menschen einleuchtet, das zeigen nicht bloß die zahlreichen Kämpfe über die Sklaverei bis auf den heutigen Tag, sondern das kann ein jeder bei sich selbst wahrnehmen, wenn mit dem Gebote: „Liebe deinen Nächsten wie dich selber“ in der Praxis Ernst gemacht werden soll. Das Evangelium will nicht revolutionirend, sondern reformirend auf die Welt einwirken, ein neues Ferment in dem Volksleben wie einzelnen Menschenleben sein. Daher bedarf jede seiner Grundlehren lange Zeit, ehe sie den spröden Stoff eines Volksbewußtseins durchdringt und abklärt. Dieser Abklärungsprozeß vollzieht sich bei der die Welt regenerirenden Wirksamkeit des Evangeliums seit seinem Auftreten bis auf unsere Tage, und es kann niemand sagen, bis wie weit er unsere Anschauungen noch wandeln und ergänzen wird. Daher dürfen wir im Mittelalter keineswegs etwas anderes erwarten, als den nur in etwas veränderter Form sozialen Zustand des untergegangenen Römerreiches. Statt der Sklaverei begegnen wir der Zuhörigkeit, ja Leibeigenschaft. Die Arbeit ist noch Sache der

Unfreien, ihr klebt ein starker Beigeschmack von Schmach an. Es bildet sich der Feudalismus, offenbar ein Zustand, der ein großer Fortschritt in Bezug auf die sozialen Verhältnisse der Römer genannt werden muß. Die feudalen Kämpfe, die bis auf die neueste Zeit herabgehen, können aber nicht mit unsrer gegenwärtigen Arbeiterfrage und Arbeiterbewegung identifiziert werden. Zwar haben beide mancherlei Aehnlichkeit mit einander, greifen bei den Zünften auch tief in die Arbeiterverhältnisse hinein, doch das Objekt derselben ist ein ganz anderes. Wir begegnen hier dem Ringen nach Freiheit der Arbeit und nach Anerkennung derselben. Die Zünfte stellen sich der patrizischen Aristokratie als ebenbürtig oder wenigstens als eine Achtung fordernde Macht gegenüber.

Es konnte nicht fehlen, daß die feudalen Zustände allmählig in eine schroffe Abschließung oder Besonderung der einzelnen Gemeinschaften gegen einander und eine drückende Ausschließung derer, welche außerhalb derselben standen, weil sie in keiner derselben Raum fanden, übergingen. Aus ihnen bildete sich der Korporationsegoismus oder die Genossenschaftstyrannie, welche ihre eigenen Mitglieder zuletzt jeder freien Bewegung zu berauben drohte und die, welche keiner der Zünfte oder Innungen angehörten, völlig rechtlos erscheinen ließ. Der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts stellt darin die größte Trostlosigkeit egoistischer Besonderung dar. Im Staatsleben zeigte sich neben verjährtem Unrecht rohe Gewalt, in der Kirche verknöcherte Orthodoxie und hierarchischer Unfug, im Privatleben Beschränktheit und Versumpfung in altvererbten Vorurtheilen. Allein die Humanitätsideen des Evangeliums waren zu tief in die europäische Menschheit eingedrungen, als daß sie bei diesen trostlosen Zuständen im Staat und in der Kirche hätten zu Grabe getragen werden können. Dieselben fingen an sich zu regen und zwar zunächst als verlotterte Humanitätsgedanken, die bald in offene Feindschaft gegen Staat und Kirche traten. Als ihren begeistertsten Propheten zeigt sich J. J. Rousseau. Von ihm und seinen Gesinnungsgenossen wird ein von allem religiösen und sittlichen Boden losgerissenes Menschheitsideal aufgestellt, nach welchem alle bisherigen Formen der Gesellschaft bemessen werden sollten. Eine Unmasse vager

Sätze von Menschenwürde, Menschenrechten, Menschenfreiheit, Menschengleichheit, Menschenglück, Menschenverbrüderung und Menschenerziehung wurden in Umlauf gesetzt und beifällig aufgenommen. Denn auch die edelsten Geister ließen sich durch den gleißenden Schimmer dieser gegen den Besonderungs egoismus auftretenden Ideen bestechen und verblenden. Dieses aufgestellte Menschheitsideal diente der allgemeinen Entrüstung über die herrschenden Zustände zur berechtigten Grundlage und machte alle jene halbwahren Gedanken populär. Auf Grund dieses erträumten Begriffes einer reinen Menschheit bauten Denker und Dichter eine neue Religion, Moral und einen neuen Staat der Vernunft. Erst die französische Revolution brachte nach vergeblichen Versuchen, diese abstrakten Begriffe praktisch auszuführen, diese große Bewegung zum Stillstand. In volkswirtschaftlicher Hinsicht bleibt zu betonen, wie als konsequente Lehre dieses erträumten Menschheitsideals die Verneinung des Eigenthums hervorging. Es war Babeuf, der jede privatliche Aneignung der Güter des Bodens und der Industrie für ein Verbrechen erklärte. Er verkündigte die gleiche Berechtigung aller auf den Genuß aller Güter und verlangte gemeinsame Arbeit zum gemeinschaftlichen Genuß. Er will die Gleichheit aller, gleiche Erziehung der Kinder, eine völlige Verschmelzung aller zu einer einförmigen Masse, damit ja kein Unterschied in Bildung, oder eine Hervorragung des Einzelnen in der so plattgetretenen Gesellschaft aufkommen möchte. Babeufs Kommunismus scheiterte an der Wachsamkeit der Regierung, er und seine Anhänger büßten ihre kommunistische Lehre theils mit dem Tode, theils mit der Verbannung.

Der Kommunismus ist keine neue Erscheinung, hat sich als Folge überlieferter heidnischer Weltanschauung schon frühzeitig auch in der christlichen Kirche geltend gemacht. Es ist falsch und beruht auf Unkenntniß, wenn man die Versuche einzelner Asketen, kommunistische Ideen praktisch durchzuführen, dem Evangelium zuschreiben will. Das Bild, das uns die Apostelgeschichte von der ersten christlichen Gemeinde in Jerusalem aufstellt, hat mit dem Kommunismus einzelner Sekten und mönchischer Orden, welche den Einzelbesitz verwarfen und in gemeinsamer Arbeit zu gemein-

samem Genuß sich vereinigten, gar keine Ähnlichkeit. Weber in den Worten Christi, noch in den Briefen der Apostel begegnen wir, trotzdem beide die Gefahren des Reichthums oft hervorhoben, eines Ausdrucks, welcher den Einzelbesitz für unerlaubt und die Gemeinschaftlichkeit der Habe für geboten oder für eine höhere Stufe der Vollkommenheit erklärte. Wohl aber vernehmen wir, wie der Herr nicht gekommen sei, das Gesetz und die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen. Dadurch hatte er also auch die Bestimmungen des Gesetzes über Unverletzlichkeit des Eigenthums, Heiligkeit der Ehe und Ehrfurcht gegen die Eltern sanktionirt. Und die apostolischen Briefe sind voll von Ermahnungen, mit stillem Wesen zu arbeiten und sein eigenes Brod zu essen. Der Apostel Paulus bittet die reichern griechischen Gemeinden zu wiederholtenmalen um Beisteuer freier Liebe für die armen Gemeinden in Judäa. Und gerade die strafenden Worte des Apostel Petrus an Ananias und Sapphira zeigen deutlich, daß nicht der Besitz irdischer Güter tadelnswerth oder strafbar war, — wie Maria, die Mutter des Johannes Markus, Apostelgesch. 12, 12, ihr eigenes Haus hatte, so gewiß noch mancher andere rechtschaffene Christ in Jerusalem — sondern die Heuchelei, in welcher dieses Ehepaar die ganze Gemeinde täuschen wollte.

Der Kommunismus kann nur da als religiöse Erscheinung auftreten und Boden gewinnen, wo die dualistische Anschauung, als ob der Mensch in seiner leiblich-sinnlichen Seite das Böse, und in seiner geistigen das Gute trage, also eine völlige Ueberwindung des Bösen nur durch unbedingte Unterdrückung der Leiblichkeit erzielt werden könne, dem religiösen Bewußtsein zu Grunde liegt. Daher begegnen wir im Heidenthum der rücksichtslosen und abenteuerlichsten Ertödtung alles Leiblichen, z. B. bei den indischen Gymnosophisten und den noch heute eigenthumslos lebenden Fakirs. Hat doch selbst Plato, um von den Pythagoräern zu schweigen, den Besitz von Privateigenthum als die Quelle aller Uebel für den Staat erklärt. Daraus stammen Habgucht, Ueberhebung einzelner Bürger über die andern, Selbstgucht und Gemeinheit der Seele. Daher gestattet er nur der untersten Klasse von Bürgern Erwerb von Eigenthum, indem

Geschichtliche Einleitung.

diese die niederen Zwecke des Lebens zu erstreben haben und von jedem Antheil an der Herrschaft ausgeschlossen sind. Im Anschluß an solche heidnische Vorstellungen, daß in der Leiblichkeit die Sünde bestehe oder wohne, lehnen sich alle die in einzelnen religiösen Sekten und Orden innerhalb der christlichen Kirche sich erhebenden Versuche des Kommunismus. Es beruht auf einer gänzlichen Verkennung der evangelischen Lehre von Kreuzigung des Fleisches, Verleugnung seiner selbst und Ueberwindung der Welt, wenn man in dergleichen kommunistischen Bestrebungen, wo der Einzelne jedweden Besitze entsagt und alle Ordensglieder in dem gemeinsamen Genuße des durch gemeinsame Arbeit oder gar durch Bettelei erworbenen irdischen Gutes eine besondere christliche Vollkommenheit finden will. Dergleichen kann höchstens ein mit einigen christlichen Verzierungen verbrämtes Heidenthum genannt werden. Gerade das Evangelium hat die Würde und die hohe Bedeutung des Leibes, indem derselbe zu einem Tempel des heiligen Geistes bestimmt und die Auferstehung des Fleisches als ein Fundamentalartikel des Glaubens aufgestellt wird, der Welt zuerst verkündigt und tadelt nirgends den Besitz des irdischen Gutes, sondern das Vertrauen auf dasselbe.

Als die Stürme der Revolution ausgetobt und Gewerbesleiß, Industrie, Ackerbau aufblühten und mit den Künsten des Friedens Wohlstand, Lebensgenuß und Luxus einzogen, da zeigten sich in Frankreich sehr bald die traurigen Folgen der Auflösung aller gesellschaftlichen Ordnungen. Die anfangs so freudig begrüßte Theilbarkeit des Grundbesitzes vermehrte den Stand der Grundbesitzer ins Unendliche, erzeugte aber namenloses Elend. Der in unendlich kleine Parzellen zersplitterte Grundbesitz machte aus freien Bauern allmählig arme Tagelöhner, die viel ungünstiger gestellt waren, als die Leibeignen, welche früher durch die feudale Gesetzgebung und traditionelle Pietät der Gutsherren in Zeiten der Noth und des Unglücks in ihrer Existenz vielfach gesichert und geschützt wurden. Doch jetzt ernährte der verkleinerte Grundbesitz seinen Besitzer nicht mehr, derselbe gerieth in Schulden, fiel dem Wucherer in die Hände, hatte im günstigsten Falle ein mühsames und kümmerliches Dasein und hinterließ zuletzt eine darbenende Familie.

Noch schlimmer gestaltete sich das Leben in den Städten. Die Aufhebung der Zünfte und Zünnungen vermehrte rasch die Zahl der freien Handwerker, die übermäßige Konkurrenz und die Wohlfeilheit der Fabrikzeugnisse zwang viele Meister und Gesellen, ihr Geschäft daranzugeben und in die Dienste reicher Fabrikherren, deren Zahl sich außerordentlich mehrte, zu treten. Es entstand die Herrschaft des Kapitals, der Fabrikarbeiter war im Grunde nicht viel mehr als Sklave des Fabrikherrn. Zwar stand er ihm an politischen Rechten gleich, aber kein Gesetz schützte ihn vor willkürlicher Entlassung, und nahmen seine physischen Kräfte ab, so minderte sich auch sein Lohn. Das Kapital gelangte zu einer Macht, wie sie früher keiner der bevorzugten Stände gehabt hatte. Der Werth des Geldes minderte sich, der Lohn des Arbeiters stand in keinem Verhältnisse zu dem Gewinn des Handels- und Fabrikherrn, der Preis der Lebensmittel steigerte sich und der Luxus fand seinen Weg aus den Palästen des Reichthums in die Hütten der Armuth. Die Kluft zwischen Reichen und Armen, zwischen den bevorzugten Ständen, die sich im ausschließlichen Besitz des Kapitals und der Bildung befanden, und dem Arbeiterstande, der nur auf seine physische Arbeitskraft angewiesen blieb, trat immer stärker und schroffer zu Tage. Diese Mißstände, durch eine lange Friedenszeit genährt, erzeugten eine außerordentliche Zunahme der Verarmung und ein massenhaftes Wachsthum der verarmten Bevölkerung.

Die Folge hiervon war die Julirevolution im Jahre 1830, dieselbe war ein Sieg des Pariser Proletariats. Aus ihr ging das Bürgertönigthum unter Ludwig Philipp hervor. Dasselbe aber stützte sich nicht auf die, welche für seine Aufrichtung ihr Blut vergossen, sondern auf die Großmacht des Reichthums. Zugleich aber lehnte sich diese Aristokratie des Geldes an diesen neuen Königsthron. Im Laufe des Friedens entfaltete dieselbe eine wahrhaft fieberhafte Thätigkeit und deckte dadurch die Kluft zwischen den Besitzenden und Besitzlosen immer weiter auf. Die Stimmen nach einer Umgestaltung der sozialen Zustände wurden deshalb immer lauter, und es erhoben sich vielerlei Versuche zur Abhülfe. Allen diesen Versuchen liegen jedoch jene Revolu-

tionsideen der allgemeinen Menschenrechte und Menschengleichheit zu Grunde. Obgleich aus demselben Grundgedanken hervorgegangen, streben sie in verschiedener Richtung ihrem Ziele entgegen und theilen sich in eine sozialistische und eine kommunistische Bewegung. Beide entstehen in Frankreich, aber durchzucken von hier aus ziemlich ganz Europa.

Die sozialistische Bewegung will, ohne das Eigenthum zu verletzen, die geistigen und physischen Kräfte des Volkes so vereinigen, daß ein so hoher Grad des Wohlstandes und Glückes erzeugt werde, daß dadurch alles Elend aus der Welt schwinde und auch der Aermste ein gewisses Maß von Glück und Lebensgenuß erlange. Dieselbe wurde vom Grafen Saint-Simon, einem Mann aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft, mit Gütern und Talenten in seltenem Maße ausgestattet, dann aber durch die Revolution verarmt, in seinem wechselvollen Leben mit allen Verhältnissen und Zuständen der menschlichen Gesellschaft durch eigne Erfahrung vertraut geworden, angebahnt und ist unter dem Namen Saint-Simonismus bekannt. Er war der Erste, welcher es unternahm, den Gegensatz der arbeitenden, besitzlosen Klasse, die er „Volk“ nannte, zu dem wohlhabenden, besitzenden Mittelstande, zur Bourgeoisie, zu versöhnen. Diese Versöhnung sollte durch das Gebot der Liebe und durch den Versuch, die Industrie zur höchsten gesellschaftlichen Berechtigung zu erheben, vollzogen werden. Seine Lehre fand besonders durch seine begeisterten Jünger, unter denen Karl Fourier († 10. Oktober 1837) als Organisator dieser Ideen ganz besonders genannt zu werden verdient, nach der Julirevolution einen fruchtbaren Boden. Die Ausbeutung des Menschen durch Menschen sollte nun mit einemmale aufhören. Es solle eine Ausgleichung des Eigenthums, das bis jetzt vom Zufall abgehangen hätte, eintreten, das Erbrecht der Familie aufgehoben werden, indem das hinterlassene Vermögen in die Hände des Staats übergehe und vermittelt eines wohlgeordneten Banksystems nach dem Grundsatz vertheilt werde: „Jedem nach seiner Fähigkeit und jeder Fähigkeit nach ihrer Arbeit.“

Um die beabsichtigte soziale Harmonie herzustellen, bedarf es einer richtigen Erkenntniß der menschlichen Triebe und Leiden-

schaften und einer richtigen Vertheilung der Thätigkeiten und Berrichtungen nach diesen Trieben und Seelenanlagen. Denn das menschliche Glück beruhe wesentlich auf Befriedigung dieser Triebe und Neigungen sowohl in der Arbeit als im Genuß. Daher müssen Individuen jedes Standes, Geschlechtes und Alters zu einem gemeinsamen Haushalte vereinigt werden. Dieser gemeinschaftliche Haushalt, Phalanx genannt, umfaßt etwa 1200 bis 1800 Familien in einem großen Gebäude (Phalanstere) auf einem Areal von etwa einer Quadratmeile. Die Kosten werden durch Aktien aufgebracht, die ein Eigenthumsrecht auf den Grund und Boden sichern. Die Arbeit zerfällt in verschiedene Abtheilungen, woran sich sämtliche Glieder der Phalanx nach ihren besondern Neigungen und Fähigkeiten betheiligen. Ebenso soll auf den Genuß des Einzelnen nach seiner eigenthümlichen Neigung möglichst Rücksicht genommen werden. Durch solche Einrichtung würden alle bösen Leidenschaften und Verbrechen aufhören, nicht mehr die Selbstsucht, sondern die Naturtriebe und Bruderliebe die Menschen regieren und alle Arbeit zu einer Vollkommenheit sich erheben, daß der bisherigen Noth und dem gegenwärtigen Elende reichlich abgeholfen werde.

So einfach diese Sätze anfangs erscheinen, daß jeder nach seiner Fähigkeit beschäftigt und jede Fähigkeit nach ihren Leistungen gelohnt werden solle, und ferner, daß eine Ausgleichung des Eigenthums eintreten müsse; von so immenser Tragweite sind wiederum dieselben. Dadurch werden alle bestehenden Verhältnisse auf einmal aufgehoben und wird das Schicksal aller in eine Hand gelegt. Aller Besitz hört auf, wird Eigenthum der Gesellschaft oder sobald dieselbe sich über alle Menschen erstrecken wird, Eigenthum der Menschheit. Ein menschliches Tribunal wird darnach über den Werth des Einzelnen zu entscheiden haben, welches wie ein Fatum oder wie Gott über das Leben der Einzelnen waltet. Die göttliche Vorsehung wird also abgesetzt und geht an dieses Tribunal oder an die die Spitze bildende Persönlichkeit über. Dieselbe wird also ein infallibler Papst sein, wenn aber infallibel, dann auch sündlos. Dasselbe würde denn auch von der Gemahlin desselben gelten, denn Mann und Frau bilden nach Fouriers

System erst ein ganzes menschliches Individuum. Dieser höchsten Instanz folgten die obersten Väter, als erster Grad der Eingeweiheten, hierauf die beiden andern Grade der Obrigkeit und des Kollegiums; endlich der Grad der Handwerker, die eine Art dienender Brüder bildeten, und zuletzt der Vorbereitungsgrad, die Katechumenen. Die ganze Organisation erinnert an die des Jesuitenordens und ist eine streng durchgeführte Hierarchie. In religiöser Hinsicht hat sie wenig christlich-evangelische Elemente, der Protestantismus wurde ziemlich verächtlich behandelt, ein mystisch=pantheistischer Zug liegt ihr zu Grunde. Und mochte auch Fourier's talentvollster Jünger, B. Considerant, das System von manchen Auswüchsen befreien, es konnte nie praktisch eingeführt werden, alle Versuche scheiterten an der Unmöglichkeit seiner Durchführung.

Mehr Glück hatten die kommunistischen Ideen und bewirkten eine gewaltige Bewegung, deren Zuckungen noch gegenwärtig deutlich verspürt werden. Die zur Zeit der ersten Revolution ausgesprochenen kommunistischen Sätze Baboeuf's wurden wieder hervorgeholt und eine Geschichte seines damaligen Auftretens herausgegeben. Sie fanden einen fruchtbaren Boden. Eine große Zahl kommunistischer Vereine fingen an sich im Geheimen zu bilden. Bald nannten sie sich Volksfreunde, bald Gesellschaft der Menschenrechte, der Jahreszeiten, zuletzt Gesellschaft der Gleichheits-Arbeiter (*égalitaires*). Sämmtlich aber predigten sie in Reden und Zeitschriften den rohesten Kommunismus, der den nacktesten Materialismus als höchstes Naturgesetz pries, das Eigenthum, die Familie, die Ehe als Haupthinderniß der unbedingten Gleichheit und Brüderlichkeit beseitigt wissen wollte. Die Civilisation und die Städte als Träger derselben sollten beseitigt und zerstört werden. Nur in völliger Gemeinschaft der Arbeit, der Güter und der Genüsse sei das Glück der Menschheit zu finden. Dieser aller Gefittung und Humanität hohn sprechende Vandalismus, welcher zu seiner Durchführung vor keinem Mittel, mochte es noch so grausam und blutig erscheinen, zurückschreckte, hatte wenigstens das Gute, daß die bessern und gemäßigten Elemente sich von diesen geheimen Verbindungen lössagten. Aus ihnen gingen die

Reformisten, eine gemäßigte Kommunistenparzei hervor, welche politische Gleichheit und gerechte Vertheilung der durch gemeinsame Arbeit erworbenen Erzeugnisse erstrebten. Als ihr Repräsentant erscheint Cabet, der in seiner „Reise in Skarien“ zwar auch völlige politische Gleichheit, gleichviel ob unter einer monarchischen oder republikanischen Staatsform, und Gütergemeinschaft in Vertheilung der Bodenerzeugnisse und der Industrieprodukte fordert, aber die Ehe und Familie bestehen läßt und dem rohen Materialismus gegenüber den Glauben an ein höheres Wesen betont. Auch will er seine Ideen nicht durch gewaltsamen Umsturz des Bestehenden, sondern durch Belehrung und freie Ueberzeugung verwirklicht wissen. Ihm entgegen trat der atheisistische und bestialische Kommunismus in Dezamy und bekämpfte besonders seinen Deismus in fanatischer Weise. Eigenthümlich steht beiden gegenüber der kritisch scharfe Proudhon, welcher das Eigenthum als eine Ausbeutung des Schwachen durch den Starken erklärt, aber auch die Gütergemeinschaft für eine Ausbeutung des Starken durch den Schwachen bezeichnet und mit Aufhebung der Erblichkeit ein persönliches Eigenthum nach den Leistungen der Einzelnen fordert.

Beide Systeme, sowohl der Sozialismus als auch der Kommunismus, bemühten sich, ihre Begründung im Evangelium zu suchen. Das Christenthum ist darnach aus dem Essenismus hervorgegangen und Jesus Christus wird daher als Essener, für einen Kommunisten ausgegeben. Lamennais machte sogar den Versuch, eine Erklärung des Neuen Testaments im Sinne des demokratischen Sozialismus herauszugeben. Doch alle diese Systeme stehen in direktem Widerspruche mit dem Evangelium. Sie leugnen den christlichen Grundsatz, daß der Mensch nicht allein vom Brode lebt, sondern von einem jeglichen Wort, das aus dem Munde Gottes geht, und erblicken den letzten Endzweck des Lebens nur in der sinnlichen Glückseligkeit. Ihren Anforderungen liegt kein edler Trieb zu Grunde, sondern die Selbstsucht und der Neid, welche es verdrießt, nicht an dem Gute anderer mitgenießen zu können, sondern entbehren zu müssen, was sie andere in größerem Maße genießen sehen. Liegt also dem Kommunismus hauptsächlich das Prinzip der Selbstsucht zu Grunde,

so hat der Sozialismus einen idealistischen Standpunkt zu seiner Voraussetzung, welcher weder die Schwachheit noch die Sündhaftigkeit der menschlichen Natur in Anschlag bringt, sondern sogar das selbstverschuldete Uebel aus der Welt zu entfernen sich unterfängt, ohne zu bedenken, wie bedeutungsvoll dasselbe für die sittliche Erziehung des Menschen wirkt und beiträgt. Endlich aber zielen beide Systeme darauf ab, die individuelle Freiheit des Einzelnen aufzuheben und jeden unter die härteste Knechtschaft ihrer Einrichtungen und ihres Gesetzes zu stellen, wogegen eine chinesische Polizei für wünschenswerth angesehen werden müßte.

Belgien mit seiner zahlreichen Fabrikbevölkerung wurde zwar von allen den Vorgängen in Frankreich mit berührt, aber es kam dort nie zu dem unsinnigen Kommunismus der benachbarten Franzosen. Obgleich auch hier de Potter schon im Jahre 1831 laut erklärte, daß politische Umwälzungen nichts nützen könnten, sondern daß eine soziale Revolution organisirt werden müsse, gewannen seine Lehren doch keinen praktischen Einfluß. Auch die Verirrungen in atheisistische Anschauungen, so oft dieselben auch ausgesprochen werden mochten, fanden selbst trotz der heftigen Opposition gegen den katholischen Klerus, keinen besondern Beifall. Zwar hat Belgien zahlreiche Arbeiterunruhen gesehen, doch keine im Sinne des französischen Sozialismus oder Kommunismus.

Anders verhält sich's in England, wo die Herrschaft des Kapitals sowohl der ländlichen als auch der Fabrikbevölkerung einen härtern Druck, als in irgend einem andern Lande verursachte. Zunächst rief die ungerechte Steuervertheilung große Unzufriedenheit hervor. Denn als man nach Napoleons Sturz eine Steuerermäßigung eintreten ließ, geschah solche nur zu Gunsten der bevorzugten Klassen, indem man nicht die Steuern, welche auf den täglichen Lebensbedürfnissen lasteten, aufhob, sondern nur die Einkommensteuer herabsetzte. Ferner wußte die grundbesitzende Aristokratie es durchzusetzen, daß die Einfuhr alles ausländischen Getreides besteuert und dadurch die Kornpreise bedeutend gesteigert wurden. Es erhoben sich in verschiedenen Gegenden drohende Bewegungen, es gährte in allen besitzlosen Klassen.

Schlagbäume und Zollhäuser wurden niedergerissen, Schlösser verbrannt, besonders von den so genannten Rebekkaiten in Wales, Brand und Plünderung in den angesehensten Fabrikstädten schonungslos verübt, besonders von den Chartisten, welche einen andern Wahlsensus, allgemeines Stimmrecht, Abschaffung einzelner Monopole und der Maschinen forderten. Doch der eigentliche Sozialismus und Kommunismus fand trotz alledem hier keinen fruchtbaren Boden. Als Hauptvertreter dieser Ideen in England zeigt sich Rob. Owen, welcher, so lange er als Fabrikherr seine eignen Arbeiter durch Einrichtung von allerlei Schulen zu bilden und ihre Lage zu verbessern bemüht war, auch einen wohlthätigen Einfluß weithin über die Arbeiter-Bevölkerung ausübte, im englischen Volke lebhaft Theilnahme und Unterstützung seiner menschenfreundlichen Bestrebungen fand. Allein als er weiter ging, den Himmel für eine Täuschung und die Erde als das Ziel menschlicher Glückseligkeit erklärte, ja selbst die Ehe abschaffen und statt dessen freie Wahlverwandtschaft einführen wollte, die natürliche Verderbtheit der menschlichen Natur in Abrede stellte und deren Reinheit, trotz aller Versuchungen der Armuth, in Wort und Schrift verkündete, da entfremdete er sich die öffentliche Theilnahme. Auch ohne den mißglückten Versuch, in dem Staate Indiana eine Kolonie nach seinen Theorien zu gründen, würde sich der gesunde Sinn des britischen Volkes bald von ihm abgewendet haben. Dazu kam, daß der große Staatsmann, Rob. Peel, eine Aenderung der Korngesetze durchsetzte und das englische Volk sowohl in seinen maßgebenden Klassen, als auch in sich selber, eine christliche Bildung und so viel politisch gesunden Sinn besaß, daß dergleichen utopische Träumereien daran scheitern.

Deutschland, von jeher fremden, besonders französischen Einflüssen zugänglicher als kaum ein anderes Land, zeigte sich auch für die sozial-kommunistischen Utopien leicht empfänglich. Hierzu trugen verschiedene Faktoren bei. Kirchlich hatte der theologische Rationalismus die religiösen und sittlichen Ideen im Volke geschwächt; wissenschaftlich hatte eine pantheistische Philosophie die Begriffe Gott, Persönlichkeit und Ewigkeit verdunkelt; staatlich hatte eine Hemmung der politischen Entwicklung der Nation eine

allgemeine Verstimmung, ja Gereiztheit erzeugt. Infolge dessen fanden die französischen Theorien des Sozialismus und Kommunismus leichten Eingang. Doch zur Ehre oder zur Unehre des deutschen Volkes darf man sagen, daß diese kommunistischen Gedanken nicht originell oder selbstschöpferisch, sondern nur aus der Fremde auf den heimischen Boden verpflanzt waren. Eigenthümlich bleibt nur dieser deutschen Bewegung, daß sie in der jung-hegelischen Literatur sich zu einer ausgeprägten Feindschaft gegen allen christlichen Glauben und christliche Sitte, gegen den christlichen Staat und die christliche Ehe in frivolster Weise gestaltete. Auch zeigte sie sich gegen den Arbeiterstand herzlos und huldigte unter ihrer Devise: „Rehabilitation des Fleisches“ dem größten Sinnengemüß. Es entstand eine weit verbreitete poetische Literatur unter Heine, Gutzkow, Mundt u. a. m., welche besonders unter den in Frankreich und in der Schweiz zahlreich zerstreuten Handwerkern erfolgreiche Propaganda machte. Auf fremdem Boden bildeten sich die Verbrüderungen, welche unter verschiedenen Verhüllungen, als Bildungs- und Gesang-Vereine, ihre grundstürzenden Irrthümer pflegten und verbreiteten. Handwerksgefallen waren ihre geschäftigen Kolporteurs für die Heimat. Mit welcher List und Unermüdlichkeit sie ihre also in der Fremde beschmutzte Wäsche ins Vaterland trugen, hat Dr. Wichern in seiner damals dieses heillose Treiben aufdeckenden Denkschrift offen gelegt. Ihr oft genannter Leiter, der Schneidergeselle Weitling, muß ein talentvoller proletarischer Autodidakt genannt werden, dessen Gaben im Dienste einer besseren Sache dem Vaterlande hätten ersprießlich werden können. Von den Regierungen auseinander gesprengt, wanderten viele Mitglieder dieser geheimen Verbindungen nach Nordamerika. Es sind die in die Wüste ausgestoßenen Söhne der Heimat, welche nach einem Bessern ringend, an einem fremden Strohfeuer die heilige Fackel ihrer Erlösung zu finden wähten. Nur mit Schamröthe kann man ihrer gedenken, da offenbar die gebildeten Klassen des Vaterlandes viel versäumt haben, ihren Untergang aufzuhalten. In Wisconsin versuchten sie eine sozial-kommunistische Kolonie, Neu-Germania, zu bilden, in deren Prospektus es hieß: „Die Religion soll rein geschichtlich behandelt

werden, und so wird es daselbst weder Priester, noch Kirchen, noch Gottesdienst geben, dagegen sollen Erziehung und Unterricht auf die Entwicklung und Ausbildung der menschlichen Anlagen und Fähigkeiten gerichtet sein.“ Ferner: „Da keine Hindernisse stattfinden, welche die Verehelichung zweier Personen, die gegenseitig Neigung fühlen, verzögern können, so werden heimliche Liebschaften nie geduldet. Neu-Germania erkennt das Gesetz, daß das Weib dem Manne unterthan sein soll, nicht an, weil jede Person selbständiges Mitglied von Neu-Germania und auch als solche behandelt sein muß. Da es keine unglücklichen Personen in sich haben will, so können Eheleute, deren Charaktere nicht harmoniren und deren Leben dadurch verbittert werden würde, durch hinlängliche Gründe mit Bewilligung der Gesellschaft sich von einander trennen.“ Das sind Grundsätze, welche kein Staat, auch nicht die Vereinigten Staaten Amerika's, zu ertragen vermag. Denn sie negiren die ersten Grundpfeiler aller gesellschaftlichen Wohlfahrt.

In Nordamerika selber hat der Kommunismus und Sozialismus nie mit Erfolg auftreten können. Der praktische Sinn seiner Einwohner war dafür wenig empfänglich, und kaum unter den öffentlichen Zeitschriften wagten einige wenige, und auch diese nur schüchtern, ihm ihre Spalten zu öffnen. Dagegen finden wir in diesem Versuchszustande aller irdischen Theorien hie und da einen Anlauf zu kommunistischen Verbindungen auf religiös-asketischer Grundlage. Es sei hier nur merkwürdigkeithalber der Shakers gedacht, welche, eine Abzweigung des Methodismus, jede geschlechtliche Verbindung, also auch die Ehe für unerlaubt erachteten. Aber auch sie konnten sich nicht halten und mußten heirathslustigen Mitgliedern zuletzt durch Austritt und durch pekuniäre Abfindung die Ehe gestatten.

Der Sturz der Orleans durch die Revolution in Paris (1848) und darauf folgende Republik zeigten zum allgemeinen Entsetzen, welchen Umfang die sozialistischen und kommunistischen Gelüste gewonnen und an welchen Abgrund durch sie die Gesellschaft Europa's geführt worden war. Nur am protestantischen England und an dem katholischen Belgien, zwei Staaten, welche

sich auf der Basis christlicher Anschauungen gegen den allgemeinen Zersetzungsprozeß gehalten hatten, gingen die Stürme der Jahre 1848 und 1849, welche ganz Europa tief erschütterten, vornehmlich aber Frankreich dem Untergange nahe brachten, ziemlich unschädlich vorüber. Die Pariser Revolution, ein Werk des Proletariats, oder wie es jetzt hieß „der arbeitenden Klassen“, mußte auch die Verbesserung der Lage dieser arbeitenden Klassen zu ihrer ersten und vornehmsten Aufgabe machen. Daher wurde auch der Arbeiter Albert zum Mitgliede der provisorischen Regierung berufen und der bekannte sozialistische Schriftsteller Louis Blanc beauftragt, die Arbeit zu organisiren. Unter dem Schiboleth „Recht auf die Arbeit“, d. h. Zusicherung des Staates, alle brotlosen und arbeitslosen Menschen lohnend zu beschäftigen, wurden Nationalwerkstätten errichtet, in welchen die Erhaltung dieser Legion von Arbeitern dem Staate täglich 2 Millionen Francs kostete. Dadurch wurden die Finanzen des Staates erschöpft und die Zahl der Arbeitslosen täglich gesteigert. Daher war es eine der ersten Maßregeln der im Mai 1848 zusammentretenden Nationalversammlung, diese Nationalwerkstätten zu schließen und den Arbeitern die Staatshülfe zu entziehen. Die sozialistischen Ideen hatten sich bei diesem Versuche, sie praktisch durchzuführen, kläglich bewährt und ihre Erbärmlichkeit für jedermann klar dargethan. Die durch die genossene Staatshülfe nur desto begehrtlichere gewordene Arbeiterbevölkerung versuchte durch einen neuen Aufstand die Herrschaft „des vierten Standes“ wieder zu erringen. Im Juni desselben Jahres erhoben sich die Arbeiterschaaren, einzelne ihrer Fahnen hatten die Inschrift: „als Sieger plündern wir, als Besiegte brennen wir“, Greuelszenen aller Art wurden in thierischer Roheit und Barbarei verübt, die „rothe Republik“ proklamirt. Der tapere General Bréa wurde ermordet, der Erzbischof Affre von Paris aber erschossen, als er in treuer Hirtenpflicht zu den Auführern Worte des Friedens zu reden wagte. Erst als der General Cavaignac, mit diktatorischer Gewalt bekleidet, unter Strömen von Blut den Aufstand in den Straßen von Paris niedergeworfen hatte und nachher die Anstifter zur Strafe gezogen wurden, trat der Sozialismus und Kommunismus sowohl

in Frankreich als auch im übrigen Europa vom öffentlichen Schauplatz ab. Die Barrikaden von Paris sind sein Grab. Allein die Funken tödtlichen Hasses der untern Schichten der Gesellschaft gegen die obern glimmen geheim unter der Asche fort. Und sie werden fortglimmen und zur schrecklichen Flamme auflobern, so lange der Staat nicht ernstlich bemüht ist, die letzten Ursachen dieser Noth ausfindig zu machen und durch Gesetze zu heben; die Kirche aber eifrigst strebt, die Zuversicht des Glaubens, die Fülle der Liebe in den Herzen zu erwecken, eingedenk ihres großen Samariter-Verufes die ein Jahrhundert hindurch vielfach versäumte Versöhnung der Gemüther zwischen Reichen und Armen herbeizuführen. Es gilt nicht die für die Gesellschaft drohenden Gefahren bloß niederzuwerfen, sondern Seelen zu retten.

Das Jahr 1848 enthüllte nicht nur die schauerlichen Tiefen des Elends und der Verkommenheit in der europäischen Gesellschaft, sondern weckte auch allenthalben die Kräfte zur Heilung der aufgedeckten Schäden. Wird es vielfach das Jahr der Schande genannt, so dürfen wir andererseits nicht das Gute, welches wachgerufen ward, übersehen. Denn das Aufbrechen eines verborgenen Geschwürs ist ebenso ein schmerzliches Leiden, wie auch zugleich der Anfang seiner Heilung, sofern nämlich der Leib noch gesunde Säfte in sich trägt. Diese gesunden Kräfte und Säfte regten sich damals allenthalben in unserm deutschen Vaterlande. Es war eine Freude zu sehen, wie sich hie und da wohlgesinnte Männer vereinigten, nicht um mit Gewalt die alten Zustände wieder herzustellen, sondern die Heilmittel zu berathen und zu versuchen, um das zerrüttete Volksleben auf eine gesunde Grundlage wieder zurückzuführen. Ein nicht geringes Verdienst um unser Volk erwarb sich der Kirchentag und die mit ihm verbundene innere Mission. Beide setzten sich das schöne Ziel, unser Volk zum Glauben der Väter und zur christlichen Sitte zurückzuführen. Man wollte nicht unter die Hecken säen, sondern ein Neues pflügen. Nach allen Seiten hin spannten sich die barmherzigen Samariterhände aus. Es erhoben sich Krankenhäuser und Rettungshäuser, Kleinkinderschulen wie Sonntagschulen und Waisenanstalten, Jünglings- und Männer-Vereine und Herbergen zur Heimat,

Asyle für Männer und für gefallene Mädchen, Mägdeherbergen und Mägdebildungsanstalten, Frauen-Vereine für Kranke und Arme, wie zum Unterricht in allerlei weiblichen Handarbeiten. In aufopferndster Fürsorge bemühte man sich, das Loos der Gefangenen wie der Armen zu verbessern, nahm sich der Eisenbahnarbeiter wie der Torfstecher und der Hollandszügler in christlicher Liebe an. Es war kein Gebiet, wo sich Verlassenheit, Verwahrlosung und Verkommenheit zeigte, wohin sich diese schöne Liebesthätigkeit nicht erstreckt hätte. Zahlreiche Vereine sammelten sich aller Orten. Und mancher Fabrikherr ward hierdurch veranlaßt, die Lage seiner Arbeiter zu heben und zu verbessern. Volksbibliotheken und Fortbildungsschulen wurden gegründet und Baugesellschaften zur Beschaffung gesunder Wohnungen gebildet. Es ist nach allen Seiten hin viel gethan und nicht ohne reichen Segen gewirkt worden. Diakonen- und Diaconissen-Anstalten mehrten sich und entfalteten eine erfolgreiche Thätigkeit. Auch die Presse ward theilweise für diese Arbeiten in Anspruch genommen, Sonntagsblätter, Familien- und Hausblätter fanden vielfach Eingang und gute Aufnahme. Preisschriften über Sonntagsheiligung und Hausandachten, sowie gute Andachtsbücher erschienen nicht bloß zahlreich, sondern wurden auch zum Segen vieler gebraucht und gelesen. Unter den Gründern und Förderern dieser heilsamen Thätigkeit werden die Namen eines Fliedner und Wichern unvergeßlich bleiben.

Während die innere Mission das ganze Volksleben vom armen Tagelöhner und Droschkentritscher bis zu den gebildeten Ständen hinauf — denn um auch diese in den Kreis der freien Liebesthätigkeit hineinzuziehen, wurden Vorträge über sittlich-religiöse Gegenstände und brennende Zeitfragen an vielen Orten vor zahlreicher Zuhörerschaft angeordnet und gehalten — zum Gegenstande ihrer Arbeit nahm, fehlte es auch nicht an Männern, welche speziell die Lage der arbeitenden Klassen ins Auge faßten. Diese Versuche gehen in zwei verschiedene Richtungen auseinander, die sich kurz als Selbsthilfe und als Staatshilfe bezeichnen lassen. Als Bahnbrecher und Begründer der erstern ist Professor Viktor Nimé Suber, geb. 10. März 1800 in Stuttgart, gest. 10. Juli

1869 zu Nöschenrode bei Bernigerode, und Hermann Schulze, gewöhnlich nach seiner Vaterstadt Schulze-Delitzsch benannt, zu nennen. Huber's Wirksamkeit war weniger agitatorisch, beschränkte sich hauptsächlich auf schriftstellerische Thätigkeit und Vorträge in ihm verwandten Kreisen. Er ist zu früh abgerufen, um seine, trotz vorgerückten Alters noch frische Kraft und die Fülle seiner Spezialkenntnisse für die gegenwärtige Bewegung zu verwerthen. Huber wirkte für Verbesserung der Lage der Arbeiter vom konservativ-christlichen Standpunkte aus, während Schulze-Delitzsch mehr den politisch-volkswirtschaftlichen Standpunkt vertritt. Dabei vertheidigte Huber die sozialen Verdienste Schulze's gegen jedermann, besonders gegen die oft unvernünftigen und böswilligen Angriffe der Scheinkonservativen und Ultramontanen; das Ziel beider war, wie Huber selber versicherte, dasselbe, es bestand in der Selbsthilfe der Arbeiter. Politisch aber gingen beide Männer weit auseinander.

Schulze-Delitzsch, geboren zu Delitzsch den 29. August 1808, fand als Patrimonialrichter in seiner Vaterstadt Gelegenheit, mit der Lage der kleinen Gewerbetreibenden näher bekannt zu werden und gewann ihr Vertrauen so, daß er die in den Jahren 1846 und 1847 wegen Theuerung ausgebrochenen Unruhen stillen und Ordnung wieder herstellen konnte. Als Mitglied der Nationalversammlung im Jahr 1848 zu Berlin hatte er als Vorsitzender des Ausschusses zur Untersuchung des Nothstandes der arbeitenden Klassen Veranlassung, sich mit der Lage derselben hinlänglich bekannt zu machen. Er überzeugte sich, daß weder die Rückkehr zum Zunftmonopol, noch das Eingehen auf die bisherigen sozialistischen Systeme Abhülfe dieser Nothstände gewähren könne, sondern nur unter möglichster Schonung der bestehenden gesellschaftlichen Grundlagen, durch allmähliges Aufheben der Fesseln des Verkehrslebens und durch Beschaffung von Kapital und andern Hilfsmitteln auf dem Wege der Assoziation eine Hebung des Arbeiterstandes zu erzielen sei. Zunächst fing er an, diesen Gedanken in seiner Vaterstadt bei den Schuhmachern praktisch auszuführen, indem er dieselben zu einer Genossenschaft vereinigte, welche die zu diesem Handwerke erforderlichen Rohstoffe einkaufte und dieselben den

Einzelnen wieder zum Großhandelspreise überließ. Das war der Anfang der gegenwärtig so allgemein verbreiteten und für die Arbeiterklasse so segensreich wirkenden Assoziationen oder Genossenschaften, basirt auf wirthschaftliche Selbsthülfe. Unter seiner Leitung entstanden bald in vielen Orten solche Genossenschaften, welche theils durch Beschaffung von Rohstoffen oder Halbfabrikaten, oder Lebens- und Genußmitteln, theils durch Errichtung von Volksbanken, die durch kleine Spaaereinlagen der Theilnehmer wieder Darlehne zu etwas höhern Zinsen gewährten und deren Gewinne den einzelnen Theilhabern als Guthaben angeschrieben wurden, ihren Mitgliedern nicht geringen Nutzen und Vortheil brachten. Da alle Mitglieder für die Verbindlichkeiten des Vereins solidarisch einstanden, mußte sein Kredit in hohem Grade steigen und ihm auch Betriebsmittel aus andern Kreisen zufließen. Schulze selber wirkte theils persönlich durch Reisen nach verschiedenen Orten Deutschlands, wo er vor zahlreichen Arbeiterversammlungen Vorträge hielt, in welchen er durch seine überzeugende Beredsamkeit die Zuhörer für seine Gedanken begeisterte, theils durch Schriften, in denen er seine Rathschläge klar und einleuchtend niederlegte, theils als Abgeordneter im Landtage und im Reichstage des norddeutschen Bundes und des ganzen Vaterlandes, wo er stets als Anwalt und Vorkämpfer der arbeitenden Klassen sich zeigte. Die von ihm ins Leben gerufenen Genossenschaften gleichen einem großen über die Arbeiterbevölkerung gebreiteten Netze, dessen zahlreiche Maschen die einzelnen Vereine bilden. Sein Name hat nicht bloß in dieser Beziehung in Deutschland einen guten Klang, sondern er ist auch Rathgeber und Ehrenvorsteher vieler Voransch-Vereine außerhalb der Grenzen des Vaterlandes. Seine Glanzperiode fällt in die Zeit, wo er in den Jahren 1863 und 1864 die von Lassalle unter den deutschen Arbeitern hervorgerufene Bewegung, deren Sinne man durch sozialistische Redensarten à la Louis Blanc und Cabet zu verwirren suchte, besonders in seinen zu Berlin im Arbeiter-Vereine gehaltenen sechs Vorträgen bekämpfte.

Dieser unermüdbliche Arbeiterfreund geht davon aus, daß die Vermehrung der Gesamtgüter-Masse oder des Nationalreich-

thums die erste Bedingung für den Lebensbedarf des Einzelnen sei. Denn je mehr das Gesamtgut wächst, desto eher kann auch der Gesamtbedarf befriedigt werden. Das wird erzielt durch Steigerung der Produktion, diese aber ist wieder bedingt durch die Steigerung der Leistungsfähigkeit der Arbeit der Einzelnen und durch das Wachstum der Privatkapitalien. Entdeckungen und Erfindungen, welche die Arbeit leichter und ergiebiger, die Produktion aber wohlfeiler machen, reichen zuletzt allen zum Vortheile. Ebenso auch die Ansammlung großer Kapitalien, zuletzt kommt dieselbe doch dem Aufschwunge der Industrie zu gut. Denn das Kapital muß doch, um nicht ein tochter Besitz zu werden, in produktiven Unternehmungen seine Anlage suchen. Jede Hemmung der Industrie und jedes Ankämpfen gegen das Kapital schlägt daher nur zum Nachtheile der Arbeiter aus.

Wird nun durch gesteigerte Leistungsfähigkeit der Arbeit und durchs Kapital die Gütermasse vermehrt, so kann der Antheil des Einzelnen davon nicht nach dem Maße seines Bedürfnisses, sondern nur nach dem seiner Leistungen bemessen werden. Jedem nach seiner Leistung. Die Leistungsfähigkeit des Einzelnen ist die natürliche Begrenzung seiner Bedürfnisse. Dem sobald die Befriedigung seiner Bedürfnisse das Maß seiner Leistungsfähigkeit überschreitet, muß die die Einnahme übersteigende Ausgabe seinen Ruin herbeiführen. Daher bleibt für jeden die Aufgabe, seine Bedürfnisse nicht über seine Kräfte hinaus wachsen zu lassen. Wo es aber in einzelnen Fällen an der Befähigung zur Selbsterhaltung fehlen sollte, da tritt die vorübergehende oder anhaltende Unterstützung ein, welche jedoch niemals als Grundlage für das Erwerbsleben der Menschen, sondern nur als Ausnahme angesehen werden kann.

Die Leistungsfähigkeit des Einzelnen steigert sich aber nach dem Maße der Bildung seiner geistigen Kräfte, und so wird auch sein Antheil an der Gesamtproduktion sich nach seiner sittlichen und intellektuellen Tüchtigkeit steigern müssen. Die Entwicklung unsrer Industrie geht nun einmal dahin, daß die bloße Muskelanstrengung durch allerlei Entdeckungen und Erfindungen mehr und mehr ersetzt wird, und je mehr jemand Einsicht, Kenntnisse

und Verstand bei seiner Thätigkeit aufwenden kann, desto höher steigt auch sein Lohn gegen die bloß körperliche Anstrengung. Je eifriger daher der Arbeiter für Ausbildung seiner sittlichen und intellektuellen Kräfte sorgt, desto besser sorgt er für seinen Unterhalt. Geistiger Besitz verhilft zum materiellen Besitz, sofern er nämlich ordentlich verwerthet wird.

Demnach ist Streben nach Ausbildung seiner Kräfte und Gaben für die arbeitenden Klassen die erste Bedingung zur Verbesserung ihrer Lage. Sobald dieser Bildungstrieb in ihnen erweckt und erhalten und genährt wird, werden sie auch von den verkehrten und haltlosen Projekten und dem unlautren politischen Treiben am besten zurückgehalten und bewahrt bleiben. Dafür reichen die Handwerker- und Gewerbe-Vereine aber nicht aus, sondern hier muß die Volksschule zur Grundlage dienen und der Staat einwirken. Das Recht auf Erziehung gilt als Grundrecht des Menschen, sobald er in diese Welt eintritt. Daher Hebung der Volksschule und Schulzwang eine Pflicht des Staates. Nur eine tüchtige Durchbildung aller seiner Kräfte und Anlagen machen es jedem einzelnen möglich, durch Fleiß und Beharrlichkeit sich zu einer höhern sozialen Stellung emporzuarbeiten. Umgekehrt aber kann man sehen, wie Kinder begüterter Familien, weil sie ihre Ausbildung vernachlässigten, trotz des Vortheils ihrer günstigen Verhältnisse, in Schlassheit und Verschwendung verkommen und wieder von unten anfangen müssen.

Obgleich nun in der gesellschaftlichen Lage ein stetiger Wechsel von Emporsteigen und Niedersinken stattfindet, so sind es doch zuletzt nur einzelne wenige, die durch besondere Begabung und günstige Verhältnisse bevorzugt das beabsichtigte Ziel einer glücklichen Lage erreichen. Sie sind die leuchtenden Beispiele und Muster für alle zur Nachahmung. Allein um die Lage der arbeitenden Klasse allgemein zu heben, bedarf es anderer Mittel. Da hilft das allgemein in der Natur wiederkehrende Gesetz: „Mehrere kleine Kräfte unter einander verbunden bilden eine Großkraft.“ Was du daher nicht allein vermagst, dazu verbinde dich mit andern, die dasselbe wollen. Das ist die einfache Wahrheit, welche die Genossenschaften auf volkswirthschaftlichem Gebiete zu verwirk-

lichen anstreben. In ihnen treten die beiden Faktoren alles Erwerbes, Kapital und Intelligenz, zusammen. Zunächst fließt der Kleinbesitz der einzelnen Genossen zusammen, dann vereinigt sich in ihnen die Erfahrung und Einsicht vieler, von denen einer den andern bei der gemeinsamen Unternehmung ergänzt. Ihre solidarische Verpflichtung aber muß ihre Kreditbasis stärken und fremde Kapitalien herbeilocken und somit sie durch die erhöhten Gewinne in den Stand setzen, auch fremde Intelligenz, die außerhalb der Genossenschaft steht und besondere Befähigung zeigt, dem Verbande dienstbar zu machen. Auf solche Weise wird dem kleinen Handwerker der Vortheil des Großbetriebes zugänglich gemacht und dem Lohnarbeiter die Produktion im Großen ermöglicht, daß jener seine gewerbliche Selbstständigkeit behaupten, dieser aber dieselbe zu erreichen Gelegenheit findet.

Diese Ideen verdienen unstreitig alle Anerkennung, und die Versuche zu ihrer praktischen Durchführung haben schon außerordentlich viel zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen beigetragen. Das bisher von so vielen angefeindete Kapital wird in überzeugender Weise als der unentbehrliche Faktor aller Erwerbsthätigkeit wieder zu Ehren gebracht. Ebenso wird der utopische Schwindel des Kommunismus und Sozialismus schonungslos aufgedeckt und der Arbeiterstand zu einer sittlichen Tüchtigkeit erhoben, daß er auf seine eignen Kräfte angewiesen und in ihrer Ausbildung den zwar schwierigen, aber allein richtigen Weg zu dem erwünschten Ziele einer verbesserten Lage gehen lernt. Bei aller Anerkennung dieser Ideen kann man es sich jedoch nicht verhehlen, daß dieselben oft mehr blenden, als wirkliche Realität haben. Das Grundprinzip der Selbsthülfe setzt offenbar einen Zustand voraus, wo die Kraft sich selber zu helfen auch vorhanden sein muß. Um einen Ertrinkenden zu retten, genügt keineswegs, daß ich ihm zurufe: Hilf dir selber! sondern ich muß ihm dazu das Mittel reichen, woran oder wodurch er vor dem Untergang sich retten kann. Es klingt gar schön und ist allgemein richtig, daß die Ausgabe nie die Einnahme überschreiten soll. Aber wo effektiv die Einnahme so gering ist, daß sie wirklich unter dem Niveau auch der bescheidensten Ansprüche an die Lebens-

genüsse bleibt, ja selbst für die allernothwendigsten Lebensbedürfnisse nicht ausreicht, wie kann da noch an eine Einschränkung der Ausgaben gedacht werden? Schulze verweist alle diese Fälle zu den Ausnahmen, die dann der außerordentlichen Unterstützung verfallen und nur als vorübergehend angesehen werden können. Aber kann dieser Arbeiterfreund wirklich im Ernst glauben, daß die gewissenhafteste Einschränkung der Arbeiter, vermöge welcher zuletzt bei ihnen Einnahme und Ausgabe balancirten, auch in allen Gegenden, z. B. auch bei den schlesischen Webern eine Lohnerhöhung, eine bessere Lage würde hervorgebracht haben? Gewiß nicht. Je genügsamer diese Leute, desto berechtigter würde der Kaufmann sich halten, ihren Lohn nicht zu erhöhen, da er sähe, wie sich diese Arbeiter auch bei ihrem geringen Verdienste zu helfen wüßten. Daß bei der gepriesenen Selbsthülfe nicht auch betont und gefordert wird, daß der Arbeitslohn nicht unter ein gewisses Minimum kommen dürfe, muß wenigstens eine bedauerliche Lücke dieses Systems genannt werden. Zur Hebung der arbeitenden Klasse bedarf es nicht allein der Selbsthülfe der Arbeiter, sondern auch der Mithülfe der Arbeitgeber.

Wenn dagegen Schulze meint, daß die vom Arbeiter angestrebte Ausbildung seiner Fähigkeiten von selbst eine Erhöhung seines Arbeitslohnes nach sich ziehen werde, so wird solches wohl vielfach geschehen, aber nicht in allen Industriezweigen. Es können z. B. beim Bergbau nicht alle Bergleute zu Steigern und Grubenverwaltern sich emporarbeiten, sondern es müssen viele, trotz ihrer erhöhten Kenntnisse, lebenslänglich mit der Hacke arbeiten. Wie sollen wir nun das Loos derer, welche nur durch tägliche Muskelanstrengung mit hartschwiegeliger Hand ihr Brod erwerben können, und ihrer sind nicht wenige, verbessern? Trotz der gediegensten Schulbildung wird es eine große Anzahl Tagelöhner geben, die beim Ackerbau wie bei industriellen Etablissements nicht entbehrt werden können. Wer hält sie bei ihrer harten Arbeit zufrieden und sichert ihnen ein sorgenfreies Alter? Darauf hat die Selbsthülfe keine genügende Antwort.

Die gepriesenen Genossenschaften, die als Konsum-, Vorschuß- und andere Vereine den Einzelnen ein Guthaben für spätere Zeiten

in Aussicht stellen, können wohl in einzelnen Gegenden und dafür günstigen Verhältnissen vorübergehend viel Gutes erzeugen, aber haben doch auch ihre nicht geringen Schattenseiten. Zunächst leiden alle diese Geschäfte, denn zu solchen müssen sie sich doch, sollen sie erfolgreich helfen, durchaus gestalten, an dem einen Mangel, es fehlt ihnen „das Auge des Herrn“. Im Grunde sind es Aktiengesellschaften, die zwar zu Zeiten wohl Großes leisten können, aber doch sich im allgemeinen nicht auf die Dauer bewähren. Denn wie schon gewöhnliche Kompagniegeschäfte selten ein Menschenalter überdauern — Ausnahmen gibt es freilich auch hier, — sondern sich bald wieder auflösen, so noch vielmehr solche aus Hunderten von Arbeitern gegründete Genossenschaften. Es geht ihnen wie den modernen Republiken, die ihr Dasein nicht fristen können, weil ihnen die republikanischen Tugenden mangeln. Alle wollen Einsicht in die Verwaltung nehmen, alle halten sich für berechtigt mit drein zu sprechen, und jeder meint es besser machen zu können. Treten nun Verluste ein, welche doch nie ausbleiben können, oder geschehen Mißgriffe, denen jede Geschäftsführung ausgesetzt zu sein pflegt, oder werden Unterschleife entdeckt, welche doch niemand verhindern kann, oder tritt sogar ein Bankrott ein, der doch stets möglich erscheint, — was dann? Solche Fälle sind etwas mehr, als eine bloße Ausnahme von der Regel, sie sind unvermeidlich. Wo bleibt nun das Guthaben der Einzelnen, wo ihre Zufriedenheit, wo ihr Vertrauen, wo ihre verbesserte Lage? Und wenn man glaubt, daß die solidarische Verpflichtung fremde Kapitalien heranziehen und andere Intelligenzen in den Dienst dieser Genossenschaften führen werde, so kann das alles wohl zugegeben werden, aber bildet deshalb noch keine feste Grundlage für diese Geschäfte. Das Kapital ist ein gar merkwürdiges Ding, es kommt aus seinem Versteck und bietet sich an, wo ein Gewinn lockt, es verkriecht sich aber, sobald ein Verlust droht. Treten unglückliche Konjunkturen ein, da müssen dergleichen Geschäfte, eben weil sie mit fremdem Gelde arbeiten, oder weil ihr Kapital klein ist und die Einlagen in solchen Zeiten ausbleiben, der Krisis erliegen. Sollten nun auch einzelne dieser Genossenschaftsgeschäfte, was ja nicht nur möglich und denkbar, sondern

auch schon wirklich vorgekommen ist, schwungreich und glücklich betrieben werden, so wird die Folge sein, daß ihre Theilhaber sich bereichern, wohl gar aus dem Arbeiterkreise in die Zahl der Rentner oder Fabrikbesitzer übergehen und nun selber wieder vom Schweiße ihrer Arbeiter leben. Die Frage über Hebung der arbeitenden Klasse wird aber dann nicht als gelöst angesehen werden können, sondern sie ist nur dahin beantwortet, wie es möglich sei, daß Arbeiter aus der Arbeiterklasse sich heraus arbeiten und andere in ihre frühere Lage eintreten lassen können. Es würde derselbe Fall sein, den wir täglich zu beobachten Gelegenheit finden, nämlich daß Arbeiter unter gewissen Bedingungen sich in eine höhere Schicht der Gesellschaft emporheben, es ist die in der menschlichen Gesellschaft nothwendig abwechselnde Ebbe und Flut. Das System der Genossenschaft kann nur eine lokale und temporelle Hilfe für die Arbeiter genannt werden, eine dauernde und allgemeine Hebung derselben wird dadurch keineswegs erzielt. Es leidet an derselben Wunde, wie so viele unserer öffentlichen Einrichtungen, am Doktrinarismus. Man muß dabei sagen: Es ginge wohl, es geht aber nicht. Und wie unsere doktrinären politischen Versuche gerade das, was sie vermeiden wollen, gewöhnlich erst recht herbeiführen, nämlich den Bürokratismus, so werden diese Genossenschaften auch die Schreibernereien in geschäftlicher Hinsicht vermehren, gar einer doppelten Buchführung bedürfen.

Zuletzt aber bleibt noch hervorzuheben, daß so viel Schulze-Deleitzsch von sittlicher Tüchtigkeit der Arbeiter redet und wir auch gesehen haben, daß gerade bei der Selbsthilfe und bei den Genossenschaften eine außerordentliche sittliche Durchbildung erforderlich ist, so sagt derselbe doch nirgends, wie diese Durchbildung von dem Arbeiter erzielt oder dieselbe ihnen beigebracht werden könne. Ihm scheint die intellektuelle Ausbildung mit der sittlichen zusammen zu fallen, oder erstere die letztere nach sich zu ziehen. Welche intellektuellen Größen treten uns doch im klassischen Alterthum entgegen, während ihre sittlichen Begriffe kaum mit denen eines gewöhnlichen Schulknaben verglichen werden können! Woher diese Kluft zwischen Intelligenz und Moral? War etwa ihr

Gewissen ein anderes? Das Gewissen ist überall dasselbe und wird verfeinert nicht durch die Intelligenz, sondern durch die Religion. Eben weil die griechische Religion fast keine Moral hatte, — denn die Moral der Griechen und Römer ist weniger von Seite der Götterlehre, als von Seite der Philosophie ausgebildet, — konnte sie auch das Gewissen weniger bilden, sondern seine Ausbildung hing vorherrschend von der Ansicht der Philosophen ab. Da begegnen wir einer sittlichen Volksbildung hauptsächlich von intellektueller Bildung erzeugt. Wie mangelhaft war doch dieselbe und wie trübe selbst bei den größten Philosophen! Und warum war das der Fall? weil ihnen und ihren edelsten Dichtern der Begriff einer wirklichen Heiligkeit fehlte. Eine vollendete sittliche Persönlichkeit war ihnen unmöglich zu denken, der Mensch kann nur den großen Erscheinungen nachdenken, aber sie nicht schöpferisch aus seinem Denken hervorgehen lassen oder erzeugen. Das, was dem Gesetz der Juden und der Philosophie der Griechen unmöglich war, das tritt in der Menschwerdung Jesu Christi als wirklich unter uns, eine absolut vollendete Persönlichkeit. Daher bemächtigte sich auch das Christenthum von seinem ersten Auftreten bis heute der Menschheit in ganz anderer Weise, als alle bisherigen Religionen und Mythen, auch die jüdische nicht ausgenommen. Es war und bleibt das sittliche Ferment der Menschheit, von welchem alle sittliche Bildung angeregt, gestärkt und erhöht wird. Wer eine sittliche Durchbildung der Menschen, also auch der Arbeiter will, der muß auch auf ihre Christianisirung bringen. Verschmäht er aber letztere, so gleicht er dem thörichten Manne, der sein Haus auf Sand baut oder Trauben lesen will von Dornen.

Die andere der Selbsthilfe der Arbeiter oft feindlich entgegen tretende Richtung, die wir vorher als Staatshilfe bezeichneten, geht hauptsächlich von Ferdinand Lassalle aus. Er, der Schöpfer des modernen Sozialismus, ward am 11. April 1825 zu Breslau von jüdischen Eltern geboren und ist auch der Religion seiner Väter bis zum Tode treu geblieben. Begabt und mit Geisteskräften ausgestattet wie wenige, besaß er zugleich einen Reichthum, der es ihm möglich machte, seine eminenten Fähig-

keiten vielseitig auszubilden und in der Gesellschaft eine unabhängige Stellung zu behaupten. Er hatte nicht nöthig, eine Anstellung zu suchen. In Düsseldorf und Paris lebte er mehrere Jahre abwechselnd. Charakteristisch bleibt, was Heinrich Heine über den zwanzigjährigen Jüngling an Barnhagen schreibt: „Herr Lassalle ist ein Mann von den ausgezeichnetsten Geistesgaben. Mit der gründlichsten Gelehrsamkeit, mit dem weitesten Wissen, mit dem größten Scharfsinn, der mir je vorgekommen, mit dem reichsten Begabniß der Darstellung, verbindet er eine Energie des Willens und eine Habilität im Handeln, die mich in Erstaunen setzt. — Herr Lassalle ist nun einmal so ein ausgezeichneter Sohn der neuen Zeit, der nichts von jener Entsagung und Bescheidenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder heuchlerisch in unserer Zeit hindurchgelungert und hindurchgefaset. Dies neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugen uns demüthig vor dem Unsichtbaren, haschten nach Schattenfüßen und blauen Blumengerüchen, entsagten und flemten und waren doch vielleicht glücklicher als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegen gehen.“

Es kann hier nicht der Ort sein, Lassalle's Verhältniß zur Gräfin Sophie v. Hatzfeld, aus deren Netz er sich nicht wieder hat losmachen können und die ihm zum allgemeinen Nergerniß gleich einem unheimlichen Schatten folgte, sowie seine Betheiligung an dem berüchtigten Kassettendiebstahl gegen die Baronin v. Mayendorff, seine deshalb glücklich geführte glänzende Rechtsfertigung in Köln, auch nicht sein revolutionäres Gebahren im Jahre 1848 zu Düsseldorf, wo er in Folge des vom Abgeordnetenhaus gefaßten Steuerverweigerungsbeschlusses die Regierungskassen versiegelte und dafür vor den Assisen (am 3. Mai 1849) sich glänzend zu rechtfertigen verstand, aber später vom Korrekationsgericht zu sechsmonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt ward, weiter zu erörtern. Das gehört der Geschichte, die längst darüber gerichtet hat. Hier kann nur Lassalle's Thätigkeit in Bezug auf die Arbeiterbevölkerung zur Sprache kommen.

Aus seiner Haft entlassen, wußte er sich als Fuhrmann verkleidet in Berlin einzuschleichen und durch Alexander v. Hum-

holst's Fürsprache seinen Aufenthalt daselbst zu erlangen. Hier trat er bald dem Liberalismus des Abgeordnetenhauses entgegen und versuchte die liberalen Bürger von aller Mitwirkung an dem „Getriebe des Scheinkonstitutionalismus“ abzubringen. Doch ohne Erfolg. Nun stellte er dem Liberalismus eine für seine radikalen Ideen gewonnene Partei aus der Arbeiterbevölkerung entgegen. Eine im Jahre 1862 im Berliner Arbeiter-Vereine gehaltene Rede „über den besondern Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsepöche mit der Idee des Arbeiterstandes“ zog ihm neue Gefängnißstrafe zu. Aber gerade dieser sein Prozeß gab ihm Gelegenheit, durch seine veröffentlichten Vertheidigungsreden: „die Wissenschaft und die Arbeiter“ und „die indirekte Steuer und die Lage der arbeitenden Klasse“, sowie durch die Broschüre: „der Lassalle'sche Kriminalprozeß“ den Arbeitern näher zu treten. Die radikale Partei des Leipziger gewerblichen Bildungsvereins, die sich mit Schulze-Delitzsch' Reformen nicht einverstanden befand, ersuchte ihn um Mittheilung seiner Ansichten über die Arbeiterbewegungen und über Assoziation derselben. Infolge dessen veranlaßte er die Berufung eines allgemeinen Arbeiterkongresses in Leipzig. Hier erklärte Lassalle die von der Fortschrittspartei so warm empfohlenen Spar- und Konsum-Vereine für einen ärmlichen Nothbehelf und empfahl die Produktiv-Assoziation, wodurch der Arbeiterstand sich selber zum Fabrikherrn erhebt und den Zwischengewinn fremder Unternehmer in Wegfall bringt. Diese Assoziation könne freilich nicht durch mühsames Abbarben der Arbeiter, sondern nur durch Staatshülfe erreicht werden, wozu nur das allgemeine Wahlrecht verhelfen könne. Wenn dieses errungen würde, so wäre den Arbeitern ihr Antheil am Staatsregimente gesichert und könne jene ersohnte Staatshülfe nicht ausbleiben. Von jetzt ab wußte er durch seine Vorträge in oft recht stürmischen Versammlungen zu Leipzig, Frankfurt am Main und verschiedenen Städten Rheinlands und Westfalens mit den Zauberformeln Produktiv-Assoziationen und allgemeines direktes Stimmrecht zahlreiche Bewegungen hervorzurufen. Die Zahl seiner Arbeiter-Vereine mehrte sich außerordentlich und ihre Mitgliederzahl stieg bis gegen 60,000. Allein ehe Lassalle sein Wert

recht organisiren und es durch praktische Erfolge gekrönt sehen konnte, wurde seiner gerade jetzt so glänzenden Laufbahn plötzlich ein Ziel gesetzt. Selbst ein Gegner des Duells mußte er das Opfer eines Duells werden. Die Bekanntschaft mit dem Fräulein Helene von Dönniges, worüber Bernhard Becker uns Enthüllungen gemacht hat, führte ihn dazu. Er fiel als Opfer seiner Leidenschaft am 28. August 1865 in der Nähe von Genf und hauchte seine Seele unter der Pflege der Gräfin von Sazfeld drei Tage später aus. Seine Leiche wurde nach Breslau geschafft und auf dem dortigen jüdischen Begräbnißplatze beigesetzt. Seine Anhänger trieben mit ihm einen förmlichen Kultus. Sie priesen ihn als den Heiland des neunzehnten Jahrhunderts und feierten seinen Namen in Liedern, in denen es z. B. heißt:

„Du lehest, du mahnest heraus noch aus der Gruft,
Und alles haltt hier wieder, wie deine Schrift es ruft.“

oder:

„Uns stirbt er nie, der mächtige Titan,
Der uns befreit von Finsterniß und Wahn,
Der Licht gebracht in unsrer Zeiten Debe.“

Ja es wird sogar von einzelnen Lassalleanern gesagt, daß er nicht todt sei, sondern sich nur auf einige Zeit zurückgezogen habe, um in neuer Glorie wieder zu erscheinen.

Lassalle war kein Volksmann in gewöhnlicher Art, sein Erscheinen imponirte nicht, er war vielmehr ein Mann der Wissenschaft, ein Volkstribun in aristokratischem Gewande, eine durch und durch kritische Natur. Was er sprach, quoll aus seiner innersten Ueberzeugung und zündete bei den lauschenden Arbeitern, obwohl sie seiner Dialektik nicht zu folgen im Stande waren. Mit vernichtender Schärfe deckte er die Blößen der Ideen von Schulze-Delitzsch auf und verstand es, die Hohlheit des modernen Liberalismus der Fortschrittspartei schlagend nachzuweisen. Mit der ganzen Glut seiner Leidenschaft verfolgte er sie. Ihm selber war nichts heilig; völlig Atheist, oder besser Nihilist, sprach er seine Umsturzideen mit beispielloser Rücksichtslosigkeit aus. Er will von der verdamnten Genügsamkeit und Sparsamkeit, die nur für Säulenheilige paßt, nichts wissen. Er nennt es ein

Unglück, wenn ein Volk keine Bedürfnisse habe, indem diese ein Stachel seiner Entwicklung und Kultur seien. Nicht der arme Lazarus, sondern der reiche Mann, als Prasser, verdiene daher Abrahams Schooß. Der einseitige Autoritätsglaube der bisherigen Religionen sei der Hemmschuh alles Großen. Die religiöse Aufklärung wird nur zu einer naturwissenschaftlichen. Der Arbeiterstand muß als vierter Stand das Prinzip der neuen Gesellschaftsordnung, der neuen Weltperiode werden. Denn in diesem Stande findet sich kein Keim von Bevorrechtung, daher ist er mit dem Menschengeschlechte identisch.

Es kann nur ein Mann, der mit aller Geschichte und Sitte völlig gebrochen hat, an den Staat das Ansuchen stellen, einen Stand, welcher wie die Lassalleaner nach dem Evangelium des Fleisches ohne Gott leben und genießen will, öffentlich zu unterstützen. Wie würden die Summen der Staatshilfe an die, welche weder genügsam noch sparsam zu leben von vornherein erklären, bald alle Staatseinnahmen überwiegen und den Ruin der Gesellschaft unaufhaltsam herbeiführen! Das Leben ist anders, als Lassalle es sich gedacht, und die Arbeiter sind auch andere, als er sie sich vorgestellt hat. Er ist nur groß im Regiren, und dadurch hat er seinen Anhängern, statt ihnen zu helfen, nur einen revolutionären Geist eingehaucht, welcher die Gesellschaft mit schwerem Unglück bedroht. Ob es zu bedauern sei, daß dieser außerordentliche Mann, ehe er ein wirkliches praktisches Resultat seiner Bestrebungen ziehen konnte, vom Schauplatz seines Wirkens hat abtreten müssen, kann fraglich erscheinen. Die Gegenwart darf aber sich Glück wünschen, daß ihr ein praktischer Versuch, diese destruktiven Theorien ins Leben einzuführen, durch den unerwarteten Tod dieses gewaltigen Demagogen erspart worden ist. Wäre es dahin gekommen, daß Lassalle positiv hätte werden, also statt niederreißen, aufbauen müssen, so würde er in große Verlegenheit gerathen und von der Unausführbarkeit seiner Theorien zurückgeschreckt sein. Die von ihm aber heraufbeschworenen revolutionären Geliüste wieder zurückzubauen, dafür würde ihm die Zauberverformel gefehlt haben. Immer ist es leichter einreißen als aufbauen oder erhalten.

Mit Lassalle's Tode entstand schnell Zwietracht in seinem Arbeiter-Verein. Ganz natürlich. Denn da der Gründer seine Schaa-
ren nur mit dem Hochgefühl von ihrer Autonomie oder Selbst-
herrlichkeit erfüllt, und sie keine andere Autorität als die seinige
anerkannten, war es unmöglich, daß ein anderer diese von der
Größe ihres eignen Geistes eingenommenen Massen hätte zügeln
oder beherrschen mögen. Der von Lassalle selber zum Führer
dieser Schaa- ren empfohlene Bernhard Becker mußte unter ärger-
lichen Ausritten den Präsidentenstuhl räumen. Die Gräfin Say-
feld, „diese ehrgeizige, herrsch- und streitsüchtige Amazone“, gerirte
sich als Erbin des Lassalle'schen Nachlasses. Der Becker folgende
Töcke aus Fierlohn mußte schnell dem Vicepräsidenten Hillmann
weichen, kurz Zänkereien in schmutzigster Weise zerklüfteten den
Verein bis auf die neueste Zeit, bis auf Schweizer, Försterling,
Mende, Raspe u. a. herab. Zahlreiche Arbeitseinstellungen, z. B.
in Baldenburg, Wien und Hamburg, welche, von einzelnen dieser
Führer veranlaßt und unterhalten, zuweilen in blutige Konflikte
mit der öffentlichen Macht ausarteten und von den sogenannten
Gewerk-Vereinen organisirt und tyrannisirt wurden, bezeugen
deutlich, wie von dieser Seite her den Arbeitern kein Heil erblüht.
Denn alle diese Strifes, deren die Gegenwart in England, Bel-
gien, Frankreich und Deutschland viele gesehen hat, so scheinbar
gut organisirt sie sich zeigten, endeten meistens zum Nachtheil der
Arbeiter. Denn die Ausdauer des Kapitals pflegt immer stärker
zu sein, als die der Arbeiter. Schon der Gegensatz von Arbeit und
Kapital ist ein Grundirrtum, denn das Kapital ist selber nur
aufgespeicherte Arbeit, ohne welches alle Großindustrie mit ihrer
Arbeit aufhören würde. Menschliche Gemeinschaften können nur
durch sittliche Bande zusammen gehalten werden. Den Arbeit-
geber als Feind des Arbeitnehmers hinstellen wollen, heißt den
Leib selber zum Feinde seiner Gliedmaßen machen. Dahin gehen
aber zuletzt die Ziele der sozialistischen Bewegungen. Ohne jeg-
liche Rücksicht spricht es der „internationale Arbeiterverein“ in
Frankreich aus, der vor dem Plebiszit „die soziale Republik mit
allen ihren Folgerungen beschloß“, und in seinem Aufrufe an
alle ländlichen und städtischen Arbeiter, sich der Abgabe der Stimm-

zettel zu enthalten, jede bestehende Ordnung verwirft, und noch jüngst eine Ansprache an die deutschen Arbeiter über Einstellung des Krieges zum gemeinsamen Wirken, die soziale Republik herzustellen, richtete.

Als das Organ der Lassalle'schen Bewegung kann wohl der „Sozial-Demokrat“ angesehen werden. Darnach ist die Zahl der Vereine, welche sich dem „Allgemeinen Arbeiter-Verein“ angeschlossen haben, sehr bedeutend und dokumentirt die weite Verbreitung dieser Theorien. Mag zwischen den einzelnen Führern der hänssliche Zwist auch zu manchen ärgerlichen Ausritten führen, so sind sie doch alle einig im Haß gegen das Kapital und im Mißtrauen gegen alles, was von konservativer oder auch von liberaler Seite in politischer und sozialer Hinsicht angestrebt wird. Sie führen ein lautes Wort und schrecken vor keiner Konsequenz ihrer Forderungen zurück. Schon hatten sie für die neue Legislaturperiode ihre Kandidaten für den deutschen Reichstag und fürs Zollparlament nicht allein aufgestellt, sondern wollten dieselben auch dahin verpflichten, „auf Ehre und Gewissen zu erklären, als Reichstagsmitglieder nicht nur den Prinzipien, sondern auch der Organisation der Arbeiterpartei treu zu bleiben und also auch den Parteibehörden, der Generalversammlung, dem Präsidenten und dem Vorstände des Allgemeinen deutschen Arbeiter-Vereins Gehorsam zu leisten.“ Durch solche Verpflichtung heben sie jedoch die legalen Pflichten ihrer Reichstagsmitglieder geradezu auf, degradiren dieselben von Mitgliedern des deutschen Reichstages zu willenlosen Organen ihrer Partei. Ihr Ziel ist, durch den vierten Stand, den der Arbeiter, eine Umgestaltung der ganzen Gesellschaft herbeizuführen. Sie sehen in dem Bestreben, das weibliche Geschlecht in einzelne Arbeitszweige einzuführen, nur einen böswilligen Angriff des Kapitals auf den Lohn der Arbeiter, indem Frauenarbeit geringer bezahlt zu werden pflegt, als Männerarbeit. In allen ihren Ideen findet sich seit Lassalle's Tode weder ein Fortschritt, noch eine Abklärung. Bis jetzt schwören sie auf die Worte des Meisters, daher werden dessen Reden und Schriften fleißig abgedruckt, und speist der Sozial-Demokrat seine Leser häufig mit dieser aufgewärmten Küche. Allein gerade darin, daß die Partei

in ihren Phrasen von Produktiv-Assoziationen unter Staatshülfe und vom Antheil des vierten Standes am Staatsregiment durch das allgemeine Stimmrecht, wodurch die Gesellschaft eine heilsame Umgestaltung erfahren soll, sich gefällt, liegt auch ihre Macht über die arbeitenden Klassen. Denn je verschwommener die Gedanken und je großartiger die Ziele hingestellt werden, desto willkommener ist es den Massen. Wollte man ihnen den Weg dazu klarer beschreiben, sie belehren, wie diese Produktiv-Genossenschaften eingerichtet, was mit den vom Staate dafür verlangten 100 Millionen anfangen, von wem die Arbeiten bei dieser Produktion verrichtet, wie die Löhne vertheilt, wieviel Arbeitsstunden festgestellt, wie die Leitung und Verwaltung dieser Geschäfte geführt werden sollten, um wirklich mit Gewinn oder wenigstens ohne Nachtheil und Einbuße zu produziren, — dann würden viele derselben, welche heute für diese Dinge schwärmen, sich in ihren Erwartungen bald bitter getäuscht fühlen. So lange sich aber die Führer dieser Arbeiter-Agitation darüber nicht klar werden und ihre Anhänger darüber nicht klar machen wollen, muß man sagen: O Volk, deine Führer bringen dich ins Unglück! Denn je unklarer die Arbeiter hinsichtlich des Weges und der Mittel zu ihrem vermeintlichen Ziele bleiben, desto zerstörender und auflösender werden sich die Zustände gestalten, wo es ihnen, wenn auch nur vorübergehend, gelänge, die Zügel der Regierung entweder zu beeinflussen oder gar in ihre Hände zu bekommen.

Zur Ehre der Vereine muß man jedoch sagen, daß dieselben bei Ausbruch des Krieges mit Frankreich einen warmen Patriotismus gezeigt haben und selbst jede Neigung auswärtiger, z. B. österreichischer Blätter, in diesem Kriege eine wohlverdiente Abrechnung mit Preußen begrüßen zu wollen, entschieden tadelten und verwarfen. Dagegen erkannten sie aber in den großen Opfern, welche seitens der Konservativen und Liberalen zur Pflege unserer Truppen gebracht wurden, nur die Angst und Sorge der Besitzenden um ihr Kapital. Auch kommen sie bei aller Anerkennung der Tapferkeit unserer Heere merkwürdigerweise zu dem Schluß, wie gefährlich und schädlich stehende Heere wären. Denn hätte Napoleon kein stehendes Heer gehabt, würde er auch nie an einen

Einfall oder Raubzug in Deutschland gedacht haben. Man sieht auch hier von neuem, wie für jede Behauptung Gründe können beigebracht werden und es vergebliche Mühe bleibt, Gegengründe anzuführen; Mohren lassen sich nie weiß waschen. Menschen pflegen weniger dem nüchternen Verstande als ihren erregten Leidenschaften zu folgen.

Die Blüte dieser Lassalle'schen Grundsätze bildet die Internationale unter geheimer Führung. Dieselbe ist zu London im Jahre 1862 entstanden. Als ihr Haupt wird jetzt Karl Marx genannt. Dieselbe hat mit jeder positiven Religion gründlich gebrochen und allem Besitz den Krieg erklärt. Die blutigen Greuel der Pariser Kommüne offenbarten ihre destruktiven Tendenzen aufs greulichste. Nach erlangtem Frieden versuchte sie allenthalben durch zu gleicher Zeit hervorgerufene Strikes die Industrie stille zu legen und allgemeine Bewirrung anzurichten. Ihr Plan scheiterte theils an der Wachsamkeit der Behörden, theils am gesunden Sinne vieler Arbeiter. Daher blieben ihre Strikes nur partiell. Dieselbe scheute sich sogar nicht, ihre gottlosen Grundsätze im deutschen Reichstage durch den Abgeordneten Bebel vortragen und vertheidigen zu lassen. Bis jetzt hat sie nur zerstörende und keine schöpferischen Ideen offenbart, daher auch nicht gesagt werden kann, was sie nach Vernichtung des Bestehenden thun werde.

Zweite Abtheilung.

Die Arbeit.

1. Begriff und Arten der Arbeit.

Arbeit nennen wir jede willkürliche Kraftäußerung des Menschen um eines bestimmten Erfolges willen. Kraftäußerungen müssen auch beim Essen, Trinken, Spielen u. s. w. stattfinden, und so könnte man auch diese Genüsse, weil hierfür eine gewisse Thätigkeit des Menschen, um sein Wohlbehagen zu erzielen, erforderlich ist, Arbeit nennen. Doch dadurch würde man nur den Begriff der Arbeit verwirren und den Unterschied zwischen thierischer Thätigkeit und menschlicher Arbeit verwischen. Arbeiten kann nur der Mensch, das Thier hingegen nur thätig sein und sich müde machen. Denn so künstlich die Biene auch ihren Honig bereitet und die Spinne ihr Netz spinnt, können beide doch nicht vorher den Entschluß fassen: Wir wollen das thun! Denn beide werden hierzu durch ihren Naturtrieb getrieben, und ihre Thätigkeit ist mit der des Säuglings, der seine Nahrung aus der Mutter Brust zieht, auf eine Linie zu stellen. Die Biene kann nicht anders, sie muß Honig bereiten, und die Schwalbe fühlt sich zum Bau ihres Nestes innerlich gezwungen. Daher, weil den Thieren alle ihre eigenthümliche Thätigkeit oder Kraftäußerung ein Naturdrang ist, gewährt sie ihnen auch Genuß und Wohlbehagen, wie dem Menschen Essen und Trinken und jede unwillkürliche Lebensfunktion. Der Mensch bedarf zu seiner Arbeit eines freien Entschlusses. Das Wort: Ich will! macht ihn zum freien Arbeiter.

Und weil er für jede Arbeit einen Entschluß fassen, also einen Willensakt ausüben muß, deshalb trägt er auch in sich die Möglichkeit, jederzeit seine Arbeit zu wechseln oder einen andern Entschluß zu fassen, ja seine Arbeit beliebig einzustellen oder wieder aufzunehmen, oder zu einer ganz entgegengesetzten Thätigkeit überzugehen. Er kann heute seine Wohnung aus Steinen, morgen aus Holz oder aus Lehm und Erde aufführen, während die Schwalbe ihr Nest aus ein und demselben Stoff bauen wird, und stets zweckmäßig bauen. Der Mensch dagegen wird, selbst wenn er jährlich sich eine neue Wohnung bauen wollte, nie dieselbe für völlig zweckmäßig finden, sondern stets sprechen: „Hätte ich noch einmal zu bauen, so würde ich manches anders machen.“ Doch darum beim Thiere eine größere Kunstfertigkeit finden zu wollen, wäre verkehrt. Es folgt vielmehr das daraus, daß des Menschen Arbeit einer unendlichen Vervollkommenung fähig ist, während das Thier auf der ihm einmal angewiesenen Stufe seiner Fertigkeit stehen bleiben muß. Ferner, daß des Menschen Arbeit ein selbstgeschaffenes Ideal, welches mit den Erfahrungen und erweitertem Gesichtskreise sich modifizirt, voraussetzt, während das Thier mit seinen Bedürfnissen und seiner Lebensweise auf demselben Punkte verharret. Beim Thiere darf man höchstens da sagen „es arbeitet“, wo es zum Werkzeuge der menschlichen Arbeit, zur Erreichung eines vom Menschen beabsichtigten Zieles mit seiner Kraftäußerung benutzt wird, wie z. B. der Ochse zum Pflügen. Aber selbst da ist seine Thätigkeit nur in uneigentlichem Sinne eine Arbeit zu nennen, wie man es auch von Maschinen sagt „sie arbeiten“, weil sie mit ihren Kräften zur Ausrichtung menschlicher Willensakte dienen. Ähnlich verhält es sich mit aller Arbeit, welche nicht freiwillig, sondern infolge eines äußern Zwanges unternommen wird, wie z. B. die Sklavenarbeit. Durch diesen wird die sittliche Bedeutung menschlicher Arbeit außerordentlich verringert und herabgedrückt.

Die Arbeit des Menschen ist demnach ein sittlicher Akt und hat als solcher die menschliche Freiheit zu ihrer Voraussetzung. Da jedoch der Mensch wiederum eine sehr bedingte Freiheit besitzt, so kann auch seine Arbeit nicht Folge eines absolut freien Ent-

schlusses sein, sondern wird auch zugleich auf einer den Menschen von andersher dazu drängenden Nothwendigkeit beruhen. Diese Nothwendigkeit liegt zunächst in den menschlichen Bedürfnissen und in der uns umgebenden Natur. Unsere Bedürfnisse und die Beschaffenheit der Natur, in welche wir hineingestellt sind, zwingen uns zur Arbeit. Die Natur bietet wohl unendlich viele Mittel zur Befriedigung unserer Bedürfnisse, aber um dieselben aus dem Reichthum der Natur zu befriedigen, müssen wir diese Mittel uns erst für unsern Gebrauch zubereiten. Des Menschen Tisch deckt sich nicht von selber, wie der des Sperlings, der sein Futter findet; auch wächst ihm seine Kleidung nicht von selber, wie der Rock des Wildes im Walde, oder das Kleid der Lilie auf dem Felde; auch sind ihm keine Waffen zu seiner Vertheidigung, wie dem Stier seine Hörner, angeboren, sondern er muß sich dieselben erst bereiten. Die Natur bietet zwar ihm zu alledem Mittel genug, aber alle Mittel ihrer unerschöpflichen Vorrathskammern liegen für den menschlichen Gebrauch nicht fertig da, sondern harren der menschlichen Arbeit, um unsere Bedürfnisse befriedigen zu können. Der große Reichthum der Stoffe und Mittel, welche die Natur zur Stillung unserer Bedürfnisse bietet, erzeugt zugleich auch die Vielseitigkeit der menschlichen Arbeit. Anders will der Stein, womit wir bauen, anders das Holz, woraus wir allerlei fertigen, anders die Nahrung, die wir essen, zubereitet werden. Diese Vielseitigkeit der menschlichen Arbeit muß naturgemäß auch zur Theilung der Arbeit führen. Denn die zahlreichen Rohstoffe der Natur verlangen sämmtlich eine besondere Behandlung für sich, und je nachdem ein Mensch in Behandlung oder Zubereitung eines dieser Rohstoffe Uebung und Fertigkeit erlangte, war es natürlich, daß er in Folge dieser erlangten Geschicklichkeit auch andern, die darin weniger geübt waren, diente und aushalf, während diese durch ihre Geschicklichkeit in Zubereitung anderer Stoffe ihm ähnliche Gegendienste leisteten. Die Theilung der Arbeit beruht also ursprünglich sowohl in der Verschiedenheit der Rohstoffe, als auch in der Verschiedenheit der menschlichen Gaben und Kräfte. Mag nun diese Theilung der Arbeit anfangs nur in gegenseitiger Aushilfe bestanden haben, so mußte doch dieselbe

auch gar bald zum Austausch anderer Werthe führen, bis zuletzt aus dem Tausch der Arbeit mit Einführung der metallischen Werthzeichen, des Geldes, die Lohnarbeit hervorging. Der Mensch fing an, seine Arbeit zu verkaufen oder zu verwerthen, um für diese durch seine Arbeit erzielten Werthe sich wieder die Arbeit anderer zur Befriedigung seiner Bedürfnisse einzutauschen oder einzukaufen. Der Mensch ist so zum Lohnarbeiter geworden, er verwerthet sowohl die mühsam erarbeiteten Produkte seines Geistes, wie seiner Muskeln.

Der Mensch, ebenso ein geistiges wie leibliches Wesen, macht mit seinem Denken, immer neue Stoffe der Natur ausfindig, um seine Bedürfnisse zu befriedigen. Die sonst unbeachtete Steinkohle ist z. B. nach Entdeckung ihrer Nützlichkeit das unentbehrlichste Mittel zur Befriedigung unzähliger Bedürfnisse geworden, so daß von ihr eine völlige Umgestaltung der volkswirtschaftlichen Verhältnisse ausgegangen ist. Aber gerade diese Entdeckung neuer Mittel und Stoffe für unsern Bedarf führt wiederum zur Erfindung neuer Werkzeuge zu deren Bearbeitung, erweitert und fördert also die Arbeit. Mit jeder neu bereiteten Abhilfe eines Bedürfnisses mehrt sich auch das Verlangen, es zu genießen, und mit dem Genießen wachsen wiederum die Bedürfnisse. Auf solche Weise stehen Arbeit und Genießen in steter Wechselwirkung, eins erhöht das andere, eins bedingt das andere, eins steigert das andere. Gerade wie die Speise immer wieder den Hunger erzeugt, so erzeugt auch jede neue Befriedigung unserer Bedürfnisse stets neue Bedürfnisse. Und je allgemeiner das Bedürfnis, desto wohlfeiler gestalten sich zuletzt die Mittel zu seiner Befriedigung. Denn was einen großen Verbrauch findet, das wird um so stärker produziert, und mit der verstärkten Produktion erhöht sich auch die Fertigkeit der Arbeiter dafür, folglich sinkt darnach auch der Lohn des Arbeiters, weil er bei erhöhter Fertigkeit ein größeres Quantum zu produziren vermag. Doch deshalb braucht nicht der eigentliche Tagelohn des Arbeiters zu sinken, weil der Preis für einzelne Produktionen sinkt, sondern das durch erhöhte Fertigkeit gesteigerte Quantum seiner Arbeit kann sogar den Tagelohn erhöhen. Derjenige nun, welcher neue Stoffe und Mittel

zur Verarbeitung entdeckt oder neue Werkzeuge zu einer wohlfeileren Verarbeitung der Rohstoffe erfindet, leistet offenbar unserer Industrie einen größeren Dienst, als der, welcher ihr nur mit seiner Muskelanstrengung dient. Ebenso der, welcher neue Formen und zeitgemähere Gestaltung, sei solche mehr fürs Auge, oder sei sie mehr zur Nützlichkeit der produzierten Gegenstände, ausfindig macht. Dieser wie jener werden daher auch einen höheren Preis für ihre Arbeit beanspruchen können, beide arbeiten aber nicht mit der Hand, sondern mit dem Kopfe, liefern also Produkte ihres Nachdenkens, Scharffinnes und ihrer Phantasie, treiben eine geistige Arbeit. Und weil diese geistige Arbeit der Industrie größere Dienste gewährt, wird sie auch höher als die leibliche Muskelanstrengung des Handarbeiters gelohnt werden. Ähnliche Anstrengung des Geistes ist aber auch bei der Verwaltung, auf dem Comptoir und bei der Beaufsichtigung der Arbeit erforderlich und hält den Gang des ganzen Geschäftes aufrecht, daher wird und muß auch diese Geistesarbeit sich besser verwerthen als die des Handarbeiters. Desgleichen wird auch jeder Handarbeiter, je mehr er in seiner Arbeit Kunstsinne, Geschmaack und Ueberlegung zeigt, besser gelohnt werden als der, welcher nur mechanisch seine Muskeln durch seine Arbeit anstrengt. Je mehr geistige Ausbildung oder Talent zur Arbeit erforderlich, desto höher steigert sich ihr Werth. Daher bleibt es erste Pflicht, daß jeder seine geistigen Kräfte möglichst zu bilden suche, weil er dadurch seine Arbeit höher verwerthen kann. Auf diesem Wege ist jedem Arbeiter die Möglichkeit gegeben, seine Lage zu verbessern, indem er sich ernstlich bemüht, entweder die in ihm schlummern den Geisteskräfte zu wecken und weiter zu bilden, oder seine mechanische Fertigkeit und seinen Geschmaacks- oder Kunstsinne zu erhöhen. Darin hat der ältere Sozialismus recht, wenn er sagt: „Jedem nach seinen Leistungen.“ Wer seine Leistungen in der einen oder andern Weise erhöht, wird auch dafür Anerkennung finden. Die Leistungsfähigkeit der einzelnen bleibt daher der Maßstab zur Verbesserung ihrer Lage.

Da der Mensch eine natürliche Abneigung gegen jede Anstrengung hat, so muß er in irgend einer Weise zur anstrengenden

Arbeit genöthigt werden. Die erste Nöthigung, seine natürliche Trägheit zu überwinden, tritt ihm freilich in seiner Hilflosigkeit und Bedürftigkeit entgegen. Die Noth, der Selbsterhaltungstrieb treibt zuerst zur Arbeit. Um nur die allernothwendigsten Subsistenzmittel zu gewinnen, sieht sich der Mensch zu Kraftanstrengungen gezwungen. Allein, wie wir vorher bemerkten, steigern sich die menschlichen Bedürfnisse mit den Mitteln für ihre Befriedigung. Auch der geringste Tagelöhner hat heutiges Tages mehr Bedürfnisse, als sein Schicksalsgenosse vor 300 Jahren. Und wer sich nur mit den allernothwendigsten Subsistenzmitteln begnügt, tritt sofort in den grellsten Widerspruch mit dem Standpunkte der Civilisation seiner Standesgenossen und hat alle Nachtheile zu tragen, welche daraus hervorgehen, mögen dieselben nun auf gewissen Vorurtheilen seiner Umgebung beruhen, oder in ihm selber von Rechtswegen begründet sein. Dem Strome der fortschreitenden Civilisation in der äußern Lebenseinrichtung sich zu widersetzen, bedarf es einer äußerst kräftig durchbildeten sittlichen Persönlichkeit, oder einer passiven Individualität, die sich haltlos gehen und verkommen läßt. In der Regel wird es so sein, daß sich in allen Ständen und Schichten der Bevölkerung die Bedürfnisse steigern. Wenn aber das, so muß sich in demselben Maße auch die Arbeit oder doch der Lohn der Arbeit steigern. Es wird sich aber jeder, je nachdem seine Freude an der Arbeit sich steigert, dann auch befleißigen, seine Kraftanstrengungen zu steigern. Mit der Freude an der Arbeit wächst regelmäßig die Lust zur Arbeit. Um also die natürliche Trägheit zu überwinden, bedarf es vor allem, daß die Freude über oder an der Arbeit geweckt werde, sonst wird dieselbe nur widerwillig und nothgebrungen verrichtet, also auch mangelhaft und ungenügend.

Wie erzeugt sich Freude an der Arbeit? Je nach dem Standpunkte, welchen ein Mensch einnimmt, und je nach den Fähigkeiten, die er besitzt, wird sich bei ihm auch die Freude an der Arbeit erzeugen. Sobald eine Thätigkeit selbstschöpferisch ist, d. h. sobald im Menschen ein gewisses Ideal lebt, das er durch seine Arbeit zu erreichen und zu verwirklichen sich gedrungen fühlt, da wird derselbe auch an jedem Versuche, dieses Ideal zu verwirklichen,

Freude haben, und seine Freude wird sich steigern, je mehr er durch seine Versuche dem Ideal näher kommt. Die Freude daran kann ihn so völlig einnehmen, daß er bei seinen Arbeitsversuchen sich und seine Umgebung ganz vergessen und wie Archimedes dem feindlichen Soldaten, der bei der Erstürmung der Stadt sein Haus plündern will, zurufen kann: Vertritt mir meinen Zirkel nicht! Das ist wissenschaftliche und auch künstlerische Freude an der Arbeit. Wissenschaftliche Forschungen und künstlerische Versuche tragen in sich selber die Freude an der Arbeit. Daher finden sich viele Beispiele, daß Erfinder der heilsamsten Dinge und Dichter und Künstler der schönsten Werke nur in der anstrengendsten Arbeit ihre Befriedigung fanden und häufig, obwohl sie die Wohltäter vieler wurden, in großer Dürftigkeit ihr Leben fristeten. Ihre Arbeit befriedigte sie in dem Grade, wie den Seidenwurm es befriedigt, sein Todtenkleid sich zu spinnen.

Obgleich zwar nur wenige Sterbliche auf diesem über alles materielle erhabenen Standpunkte stehen werden, so bleibt es doch erste Bedingung, daß jeder die Arbeit suche, an welcher er Freude hat. Ein jeder wird aber an der Arbeit Freude finden, für welche er sich befähigt und organisiert fühlt. An dem Spiele des Knaben läßt sich oft schon die Thätigkeit erkennen, für welche er organisiert ist. Stellt den künftigen Maler in die Werkstätte eines handwerksmäßigen Anstreichers, er wird immer versuchen, sein Ideal mit dem groben Pinsel zu malen und den Anstrich des Zimmers verderben, er wird gleich dem edlen Streitroß die Fesseln zu sprengen suchen, die es an den Pflug fesseln. Und so geht es mit einem jeden, der einer Arbeit obliegen soll, welche ihm keine Freude macht, da er andere Ideale in sich trägt. In dieser durch Verhältnisse oder eigne Schuld aufgenöthigten Arbeit liegt zum großen Theil die Ursache der Unzufriedenheit vieler unsrer Zeitgenossen mit ihrer Lage. Auch läßt sich's gar nicht absehen, wie jeder einzelne nach seinen angeborenen Gaben, Trieben und Fertigkeiten beschäftigt werden soll, um Freude an seiner Arbeit zu haben. Hier kann und muß durchaus die früheste Erziehung das Beste thun. Nur bei wenigen wird, trotz aller Vernachlässigung seitens der Erziehung, der ursprüngliche Trieb und

Drang später durchbrechen und sie auf den Punkt stellen, welchen sie einzunehmen befähigt sind. Die meisten verlieren ihre angeborenen Begabungen und Fertigkeiten, eben weil dieselben zu üben und zu bilden jede Gelegenheit fehlte.

Die Theilung der Arbeit, welche schon, wie vorher bemerkt, durch die verschiedene Begabung und die verschieden vertheilten Rohstoffe von der Natur geboten erscheint, kann bei gegenwärtiger Ausdehnung, wo z. B. zur Herstellung eines Messers 4—5 Arbeiter, und wohl noch mehr zur Herstellung einer Stecknadel erforderlich zu sein pflegen, viel dazu beitragen, daß der einzelne Arbeiter auch künstlerische Freude an seiner Arbeit empfindet. Man hat gesagt, daß die Fabrikarbeit dadurch, daß der einzelne Arbeiter nicht, wie etwa der Schneider, in jedem Kleidungsstücke etwas Ganzes, woran er sich wie an einem Kunstwerk seiner Hand erfreuen könne, liefere, die Freude an der Arbeit hindere. Das kann aber nicht für richtig erkannt werden, sobald jeder einzelne Theil des Ganzen wiederum als ein Kunstprodukt behandelt und angesehen wird. Darnach kann der, welcher die Schale eines Messers polirt, in seiner Arbeit ebenso ein Kunstprodukt liefern, an welchem er sein Ideal einer vollendeten Politur freudig wiederfindet, wie der, welcher sonst früher ein ganzes Messer fabrizirte. Lust und Liebe zur Arbeit wird also vielfach zu erzeugen sein, wenn sorgfältig die Beschäftigung der Arbeiter nach ihren Fähigkeiten vertheilt wird und jeder einzelne Gelegenheit findet, also zu arbeiten, daß er darin ein künstlerisches Interesse, eine freudige Genugthuung seiner Fertigkeit wieder erkennt. Eine solche Arbeit hebt den Arbeiter innerlich, er ergötzt sich an den Werken seiner Hand.

2. Lohn der Arbeit.

Aber auch das künstlerische Interesse des Menschen an seiner Arbeit, so sehr dasselbe ihn daran fesseln und die Lust zu Arbeit erhöhen mag, genügt nicht, die Arbeitslust und mit ihr die Leistungsfähigkeit des Arbeiters anhaltend zu nähren. Obwohl diese Freude an der Arbeit fortwährend erzeugt und unterhalten werden muß, weil sie eben so manche Mühe verjüßt und manche

Ursache zur Unzufriedenheit beseitigt und übersehen läßt, muß doch noch ein andrer Faktor hinzutreten, welcher die Lust an der Arbeit lebendig erhält. Das ist der Lohn der Arbeit. Daher muß die Arbeit ihren Mann nicht bloß innerlich durch das angenehme Gefühl, daß das Werk seiner Hand gelungen sei, sondern auch äußerlich durch materiellen Lohn, welcher ihm als ein seiner Anstrengung entsprechendes Äquivalent erscheint, für den dafür verbrauchten Aufwand seiner Zeit und seiner Kräfte entschädigen. Eine Arbeit, die in dieser Hinsicht nicht lohnt, wird auch nie auf längere Zeit geübt, sondern bald als nutzlose Verschwendung der Kräfte angesehen und aufgegeben werden. Weil nun der materielle Arbeitslohn der stärkste Magnet zur Arbeit zu sein pflegt, so wird die Mehrzahl unsrer Arbeiter in seiner Höhe das Ziel ihrer Wünsche, und der Arbeitgeber darin die Aufgabe, Arbeiter an sich zu ziehen und zu fesseln, finden. Je höher der materielle Lohn, welchen eine Arbeit in Aussicht stellt, desto gesuchter wird sie von Seiten der Arbeiter sein. Ihr Angebot zur Uebernahme einer Arbeit wird gewöhnlich vom Angebot des Lohns für Leistung dieser Arbeit abhängen. Auch liegt die Lohnfrage allen unsern Arbeiter-Bewegungen zu Grunde. Sie ist das Geheimniß, das zu entdecken sich schon viele angestrengt und in ihrer Anstrengung zu Schanden geworden sind. Wer dieses Räthsel lösen wird, der wird die Sphinx des neunzehnten Jahrhunderts stürzen. Wenn je, so treten hier zwei diametrale Gegensätze unversöhnlich gegenüber. Denn jemehr dem Verlangen der Arbeiter in diesem Stücke genügt wird, desto mehr scheint das der Arbeitgeber geschädigt zu werden. Jene rufen: Je höher der Arbeitslohn, desto besser für uns! Diese dagegen: Je niedriger der Arbeitslohn, desto gesicherter unser Gewinn! Klagen jene: Bei diesen niedrigen Löhnen gehen wir zu Grunde! so versichern diese: Jeder Pfennig für Erhöhung der Löhne hat den Ruin unsrer Unternehmung zur Folge! Wohl mögen diese Klagen auf beiden Seiten nicht unbegründet sein, doch offenbar kommen sie vielfach aus derselben Quelle, aus der Selbstsucht des natürlichen Herzens. Der Arbeiter klagt, weil er durch seine Klagen einen höhern Gewinn zu erreichen meint, der Arbeitgeber aber klagt, weil er durch seine

Klagen den bisherigen Gewinn nicht verkleinern lassen will. Der eine sucht an sich zu reißen, was der andere fest zu halten bemüht ist. Jener will mehr haben, weil wirkliche oder eingebilbete Bedürfnisse es fordern, dieser aber festhalten, um wirkliche oder eingebilbete Bedürfnisse, vor wie nach, zu befriedigen.

Die Schwierigkeit wird keineswegs dadurch gehoben, daß man sagt, der Arbeitslohn müsse in jedweden Falle die bescheidenen Ansprüche des Arbeiters an das Leben befriedigen, oder müsse sich nach seinen Bedürfnissen richten. Denn so lange wir keine Linie haben, welche das Maß der bescheidenen Ansprüche ans Leben in normaler Weise begrenzt, oder keinen Punkt besitzen, der die Befriedigung der Bedürfnisse eines Menschen abschließt, so werden auch alle Reden darüber in den Wind geredet bleiben. Es ist vorher gesagt, wie die menschlichen Bedürfnisse in gleicher Progression mit der Steigerung der Arbeit respektive der Industrie stehen. Unsere Industrie ist nicht bloß die Ernährerin unserer Bedürfnisse, sondern zugleich auch ihre Gebäuerin. Je mehr sie die Rohstoffe der Natur verarbeitet, desto mehr fördert sie zugleich Bedürfnisse zu Tage. Es bleibt also unverständlich, einer zahlreichen Klasse unsrer Zeitgenossen, welche gerade an der Erzeugung neuer Bedürfnisse arbeiten, sagen zu wollen, sehet, diese Bedürfnisse dürft ihr nicht haben. Daher auch nicht mit Unrecht von ihnen geklagt wird: „Das Pferd, welches den Hafer baut, bekommt ihn nicht zu fressen“. Ebenso unverständlich klingt es, den Arbeitern, deren Anstrengungen wir die Befriedigung so vieler Annehmlichkeiten des Lebens verdanken, sagen zu wollen, das ist nicht für euch, von diesen Genüssen seid ihr ausgeschlossen. Das ist doch nicht viel anders geredet, als vor einigen Jahren der übermüthige Leinwandhändler den Champagner, welchen er trank, Weber-schweiß nannte. Damit soll jedoch keineswegs behauptet werden, als ob sämtliche Arbeiter die Pracht und den Luxus, welchen unsere Industrie erzeugt, auch genießen sollten; sondern es soll nur soviel damit bedeutet werden, daß man nicht die geringen Löhne der Arbeiter dadurch rechtfertige, daß man ihnen vorredet, sie hätten gewisse Annehmlichkeiten des Lebens nicht nöthig, sondern müßten sich als daran ausgeschlossen anzusehen gewöhnen. Der-

Gleichen Gerede weckt böses Blut und erweitert die Kluft zwischen ihnen und den Reichen zu einem beide verschlingenden Abgrunde.

Mehr Grund hat es für sich, wenn gesagt wird, der Arbeitslohn müsse so hoch als möglich gestellt werden, indem gerade die Industrie in der großen Zahl der Arbeiter die besten Konsumenten habe. Je höher der Arbeitslohn, desto größer der Absatz der Arbeitsprodukte. Hierzu kommt, daß alle Stoffe und Produkte, welche die arbeitende Klasse verbraucht, auch größtentheils völlig und schnell verbraucht zu werden pflegen, und dieselben nicht, wie bei der besitzenden Klasse, einem langen Gebrauche dienen können. Der Konsum der arbeitenden Klasse stellt also der Industrie einen schnelleren Verschleiß ihrer Produkte in Aussicht. Verschleissen diese Produkte aber schneller, so steigert sich auch natürlich die Produktion, und mit ihrer Steigerung ermöglicht sich eine wohlfeilere Herstellung der Produkte, indem, je mehr fabrizirt wird, sich auch die Kunstfertigkeit erhöht und der einzelne Arbeiter durch fortgesetzte Uebung leichter und ergiebiger arbeiten lernt. Da nun der gesteigerte Absatz also Wohlfeilheit der Stoffe nach sich zieht, so setzt nur durch erhöhten Arbeitslohn die Masse in den Stand, ihre Bedürfnisse nach allen Seiten hin zu befriedigen, ihr Arbeitgeber habt darin nur euren Vortheil, ihr erhöhter Arbeitslohn fließt doch in eure Tasche zurück. Selbst wenn der Konsum der Arbeiter sich nur auf einzelne gewisse Industriezweige erstrecken sollte, so greifen doch sämtliche Zweige so ineinander, daß zuletzt der schwunghafte Betrieb einzelner dem Ganzen wieder zum Vortheile gereicht. Also Erhöhung der Arbeitslöhne dient nur zur Erweiterung des Marktes für die Arbeitgeber, dadurch erzieht sich die Industrie ihre sichersten Konsumenten.

Aber auch dieses Raisonnement, obwohl es in neuester Zeit beifällig begrüßt worden ist, hat mehr Schein als Wahrheit, wohl blendet es die Augen, aber überzeugt nicht den nüchternen Verstand. Denn immer wieder fragen wir nach der Grenze der Lohn-erhöhung vergeblich. Soll dieselbe von den Bedürfnissen des Arbeiters abhängen, so würde ihr Ziel ein unersättlicher Schlund sein, welcher mit jeder Lohnerhöhung neue Bedürfnisse fühlen und zu ihrer Stillung neue Lohnerhöhung fordern würde. Soll sie

von dem Arbeitgeber festgesetzt werden, so würde es damit ergehen, wie mit einer Regen versprechenden Wolke, die aber statt zu regnen, nur hie und da einige Tropfen auf das durstige Erdbreich herab fallen läßt. Und so reduzirt sich der Satz: Lohnerhöhung dient dem Vortheile der Industrie, weil sie dadurch sich unter den Arbeitern den ergiebigsten Absatz bereitet, nur zu einer schön klingenden Phrase, welcher höchstens die Wahrheit, daß ein guter Arbeitslohn zweckmäßig sei, beigemessen werden kann.

Der natürliche Anhalt zur Bemessung des Arbeitslohnes wird stets in dem ortsüblichen Preise der Lebensbedürfnisse von Nahrung, Kleidung und Obdach zu suchen sein. In dem Verhältniß, als diese drei fürs Leben unentbehrlichsten Gegenstände hoch oder niedrig stehen, wird auch der Arbeitslohn stehen. Mit richtigem Instinkt hat daher auch die Industrie anfangs zur Gründung ihrer Etablissements arme, sterile Gegenden gern aufgesucht, weil sie sicher rechnen konnte, daß, je ärmer eine Gegend, desto bescheidener auch ihre Bevölkerung in ihren Ansprüchen an das Leben und damit auch der Arbeitslohn wohlfeiler sein werde. Zugleich durfte die Industrie hoffen, daß ihr Eintritt in solche Gegenden als eine große Wohlthat und Segenspendung begrüßt werden würde. Denn mit ihr zog die Hoffnung auf Erwerb und die Aussicht auf lohnende Verwerthung ihrer Kräfte für die Bevölkerung zugleich ein. Allein wie das Haidekraut auf der Haide die Schwärme emfiger Bienen, also lockt in solche Gegend die Aussicht auf lohnende Arbeit die Schaaren der unbeschäftigten Hände. Die Bevölkerung mehrt sich, eine nicht geringe Zahl fremdartiger Elemente zieht mit ein, man wird schnell mit vielen früher nicht gekannten Lebensbedürfnissen vertraut, der bisherige Arbeitslohn genügt nicht mehr, und gegen den früher bei seinem Einzuge als Wohlthäter begrüßten Gast erhebt sich Unzufriedenheit, er wird als Urheber aller eingetretenen Uebelstände, der Verarmung und Verwahrlosung angeklagt. Man fordert Erhöhung des Arbeitslohnes, und da die Arbeitgeber ihr Ohr gegen diese Forderung verschließen, gährt es in der Bevölkerung stärker, bis es entweder zu tumultuariischen Ausritten und zur Zertrümmerung der Anlagen, oder zu einem wohlüberlegten Strike kommt.

In beiden Fällen aber trägt die Arbeiterbevölkerung den größten Schaden davon. So vielfach dieselbe auch schon diese traurige Erfahrung gemacht hat, kehren jene Auftritte doch stets wieder, weil eben die Menge geneigt ist, sich auf ihre rohe Gewalt zu stützen.

Auch der Arbeiter bedarf zum Leben mehr als Nahrung, Kleidung und Obdach, und diese drei Gegenstände, obwohl sie dem Arbeitslohne zur Grundlage dienen müssen, können wiederum so umfangreich sich ausdehnen, daß zu ihrer Beschaffung zuletzt keine Lohnerhöhung genügen möchte. Daß ein Mann bei regelmäßiger Arbeit sich und seinen Haushalt, der im Durchschnitt aus fünf Personen bestehen mag, ohne die ihn hart drückende Sorge erhalte, für sich und seine Familie eine gesunde Nahrung, erwärmende Kleidung und etwa drei Zimmer einer zweckmäßigen Wohnung beschaffe, — das sei erste Bedingung jeder Lohntaxe. Zugleich muß auch jedwede Gelegenheit geboten werden, durch Fleiß und Geschick seinen Lohn erhöhen zu können. Das darf aber weniger durch Vermehrung der Arbeitsstunden oder durch Nachtschichten, als vielmehr durch Stückarbeit ermöglicht werden. Denn die Vermehrung der Arbeitsstunden und die Nachtarbeit gereicht weder dem Arbeiter noch dem Arbeitgeber zum Vortheil, indem die dadurch über Gebühr angespannten Arbeitskräfte gar bald die Arbeitslust und die Leistungsfähigkeit verlieren. Die Zahl der Arbeitsstunden wird je nach der Beschaffenheit der Arbeiten zwischen 10 und 12 Stunden schwanken und muß, wenn anders nicht unangenehme Störungen eintreten sollen, genau inne gehalten werden. Pünktlichkeit in Anfang und Schluß der Arbeit fördert durchschnittlich mehr als Unregelmäßigkeit. Ueberstunden und Nachtstunden können nur in den allerdringendsten Nothfällen gestattet werden. Der Tagelohn sollte möglichst aufhören und dafür ein über jede Arbeit vereinbarter Lohn eintreten. Jeder Arbeitgeber muß im Stande sein, die Kosten einer zu liefernden Arbeit zu veranschlagen und so über den Preis mit dem Arbeiter sich zu einigen. Zwar geschieht das vielfach, aber sobald der Arbeitgeber bemerkt, daß der Arbeiter durch allmähliche Uebung in seinen Leistungen vielleicht das Doppelte oder Dreifache an

Lohn zieht, als er vorher glaubte, so pflegen die Gebinge gern geändert und herabgesetzt zu werden. Das ist und bleibt unbillig. Denn dem Arbeitgeber muß es nur lieb sein, wenn er die Arbeit nach der getroffenen Vereinbarung ausgeführt bekommt, gleichviel ob der Arbeiter dazu 12 oder 6 Stunden zu verwenden brauchte. Dem Arbeiter hingegen wird auf solche Weise Gelegenheit gegeben, seinen Lohn nach seinen Leistungen zu ziehen. Je mehr er aber diese Aussicht hat, desto mehr wird der ihm winkende Gewinn seine Arbeitslust steigern und seine Fertigkeit in der Arbeit weiter zu bilden reizen. Statt den so erzielten höhern Lohn in irgend einer Weise beschneiden zu wollen, sollte man sich vielmehr darüber freuen, daß der Gewinn über den gewöhnlichen Tagelohnsatz hinausgeht. Jede Herabsetzung dieser Gebinge steht immer so aus, als ob man den erzielten Mehrgewinn dem Arbeiter nicht gönnen wollte. Sollte in einzelnen Fällen, die freilich nicht vorkommen dürften, der Arbeitgeber sich in seiner Abschätzung der veranschlagten Arbeit verrechnet haben, so muß er den Schaden auch tragen, wie ja umgekehrt es auch beim Arbeiter vorkommen kann. Also Akkordarbeit wird zur Arbeitslust und zu einer steigenden Skala des Lohnes viel beitragen.

Der Arbeitslohn, wie vorher bemerkt, muß eine Höhe haben, daß jeder Hausvater, ohne von Sorgen um sein Fortkommen hart bedrückt zu werden, eine Familie ortsüblich erhalten kann. Sobald Frau und Kinder, um ihr Dasein zu fristen, auch außer dem Hause Arbeit suchen müssen, da steht der Arbeitslohn zu niedrig und hat nicht das richtige Maß. Weder darf die Hausfrau den häuslichen Arbeiten des Weibes entzogen, noch dürfen die Kinder vor Entlassung aus der Schule zum regelmäßigen Erwerb für entsprechenden Tagelohn gebraucht werden. Dergleichen führt zur Demoralisation des Familienlebens und wird Ursache zu einer heillosen Depravation an Leib, Seele und Geist. Aus solchen Zuständen pflegt nur Proletariat hervorzugehen. Die Arbeit des Vaters muß durchaus in dem Maße lohnen, daß er bei gesunden Kräften auch seine Hausvaterpflicht, nämlich die Ernährung der Familie, zu erfüllen vermag. Die Hausfrau trägt durch treue häusliche Arbeit viel mehr zur Erhaltung der

Familie bei, als wenn sie ausgeht und außer dem Hause für Tagelohn arbeitet. Aber Kinder vor genossener und vollendeter Schulbildung zum Tagelohn verwenden wollen oder müssen, das ist eben so schädlich, als das unreife Obst von den Bäumen essen. Doch davon später.

Da Akkordarbeit, wie vorher erwähnt wurde, sowohl die Arbeitslust als auch den Arbeitslohn zu steigern geeignet ist, ihre allgemeine Durchführung aber in manchen Arbeitsgebieten schwierig bleibt, obwohl auch hier vieles für schwieriger angesehen werden mag, als es wirklich ist, so bleibt es Aufgabe des Arbeitgebers, dieselbe wenigstens den älteren Arbeitern möglichst zuzuwenden, während die jüngeren auf gewöhnlichen Tagelohn arbeiten. Dadurch wird auch ihnen zugleich durch treue Arbeit die Aussicht eröffnet, ihren Lohn später erhöhen zu können.

Doch alle diese Lohnerhöhungen werden, mögen sie auch noch so progressiv erfolgen, nicht im Stande sein, die arbeitenden Klassen zu heben und zufrieden zu stellen. So wenig bessere Besoldungen uns bessere Beamten bringen, so wenig bessere Löhne auch bessere Arbeiter. Wie manche Beamtenfamilie muß härter um ihr Dasein kämpfen, als viele unserer Arbeiter. Und doch zeigt sich unter den so gering besoldeten Beamten, trotz alles Kammers und Hungers, nicht eine derartige Unzufriedenheit als unter den Arbeitern. Wie oft muß ein Mann der öffentlichen Sicherheit sich rohesten Brutalitäten von unzufriedenen Arbeitern aussetzen, während von letzteren keiner daran denkt, daß jener viel mehr Ursache zur Klage und Unzufriedenheit denn sie hätte, und sie an ihm sich ein Beispiel nehmen sollten, wie man auch mit wenigem auskommen und dabei zufrieden sein könne. Der Werth eines Menschen wird von seiner Sittlichkeit bedingt. Darin allein liegt das Geheimniß, die arbeitenden Klassen zu heben. Ihr, die ihr ihnen den Sonntag genommen, sie um eures Gewinnes willen genöthigt habt, den Tag der Ruhe zum Werktag zu machen, ihr seid Ursache, daß sie ihren Gott und ihren Glauben verloren, in Atheismus und Materialismus gerathen und sittlich haltlos geworden sind. Wundert euch nur nicht, wenn sie nun nach denselben Genüssen und Lebensfreuden, wie ihr sie ihnen

zeigt, schreien und kein anderes Gut als euer Geld begehren und fordern. Darin ahmen sie nur euch, ihren Lehrmeistern, nach, und bald werden sie euch darin in erschreckender Weise übertreffen. Wo die Massen ihren religiös-sittlichen Halt verlieren und der Materialismus in nacktester Weise ihnen eingeimpft wird, da dauert es auch nicht lange, daß das Schrecklichste der Schrecken, die in jedem Menschen schlummernde Bestie hervorbricht und, durch keinen Firniß äußerer Bildung gehindert, ihre grauenhafte Natur geltend macht. Redet ihnen nur von Sparen und Einschränken vor, ein donnerndes Hohngelächter wird euch antworten. Setzt ihnen nur fein auseinander, wie der ausdauernde Arbeiter es zu etwas bringen kann, ihre hartschwielligen Fäuste werden euch eines andern belehren. Macht ihnen nicht unbegründeten Forderungen nur Konzessionen, sie nehmen sie doch für nichts weiter, als für vorläufige Abschlagszahlungen. Ihr Sinn steht nach etwas ganz anderem, sie wollen die Rollen wechseln und den Ambos mit dem Glacéhandschuh vertauschen. Dahin steht ihr Sinn, und gegen ihren Anlauf wird sich kein Wall von Bajonetten bewähren, der sie wohl zurückschlagen, aber nicht ihren Sinn ändern kann. Und wird dieser materialistisch-gottlose Sinn nicht geändert, so frißt der tödtliche Krebs an unserm Volksleben, bis endlich die rothe Fahne in der Hand ein Umsturz der ganzen Gesellschaft vom sogenannten Arbeiterstande vollbracht wird. Das sind keinesweges schwarze Gesichter eines Melancholikers, das könnt ihr in den Versammlungen des Arbeiter-Vereins hören, das in den Blättern desselben lesen, das scheuen sich nicht seine Vertreter im Reichstage wenig verblümt auszusprechen. Unsere Zustände werden nicht besser, so lange nicht jeder einzelne sich zu bessern anfängt. Hat das Evangelium den Atheismus und die sittliche Verkommenheit der alten Welt siegreich überwunden und ein neues Geschlecht gebildet, so wird es sicher auch den Materialismus der modernen Zeit besiegen. Wer dies Ziel begehrt, der schreie auch vor dem Mittel nicht zurück. Um seine Arbeit treu und gewissenhaft, mit Liebe und Ausdauer zu verrichten, genügt weder die drängende Noth der Bedürfnisse, noch die Erhöhung des Lohnes, noch die künstlerische Freude des Arbeiters

an den Werken seiner Hände, sondern die innere Ueberzeugung von seiner Pflicht. Das Pflichtgefühl ist aber nicht der kategorische Imperativ, auch wird es nicht durch äußern Zwang oder moralisirende Neben erzeugt, sondern ist das edle Kind des festen Glaubens, daß das, was ich thue, ich nicht Menschen, sondern Gott thue. Das ist es, was der Apostel meint, wenn er schreibt: „Alles, was ihr thut, das thut von Herzen, als dem Herrn, und nicht den Menschen.“ Erst wenn jeder Arbeiter dahin kommt, daß er seine Arbeit, als eine von Gott ihm übertragene, wofür er auch Gott zuletzt allein verantwortlich ist, ansieht, anfaßt und verrichtet, werden wir treue zuverlässige Arbeiter haben. Erst wenn jeder Arbeiter wieder aufrichtig beten lernt: „Unser täglich Brod gib uns heute“, wird er auch wissen, daß er nur das Brod sein nennen kann, das er auf von Gott geordnetem Wege, „im Schweiße seines Angesichts“ erwirbt. Und dieses mit eignen Händen erworbene Brod wird er demüthig von Gott erbitten, weil er weiß, daß ihm nur von Gott nicht bloß die Kraft und Gesundheit, sondern auch die Gelegenheit zur Arbeit verabreicht wird. Dann wird ihm der Arbeitgeber nicht mehr wie ein neidischer Widersacher, der nur seine Kräfte ausbeuten will, erscheinen, sondern als die Mittelsperson, durch welche ihm Gott der Herr Erhöhung seiner Bitte um das tägliche Brod senden will. Wird unsern Arbeitern ihr Tagewerk wieder zu einem Gottesdienst, so werden sie den daraus ziehenden Gewinn auch als einen Gottesseggen ansehen und gebrauchen lernen, werden ihren Lohn weder vergeuden noch geringschätzen, sondern mit demselben haushälterisch, als mit einer Gabe, dafür sie Rechenschaft geben müssen, umgehen. Gebt den Arbeitern den Glauben an die Ewigkeit wieder zurück und sie werden ihre Gliedmaßen nicht mehr als Werkzeuge, die nur dazu dienen vom Kapital ausgenutzt zu werden, ansehen, sondern womit sie den heiligen Willen Gottes auszurichten berufen sind. Ihre Leiber müssen ihnen wieder gelten für „Tempel des heiligen Geistes“, Gefäße der Ehre Gottes, dann werden sie auch aufhören dieselben zu gebrauchen zu Werken der Ungerechtigkeit. Allein gegenwärtig hat man ihnen die Fundamental-Artikel des christlichen Glaubens aus dem Herzen gestohlen, daher fehlt ihnen auch

die Frucht desselben, die christlichen Tugenden. Da ihnen das ewige Leben abhanden gekommen, so suchen sie auch natürlich alle Glückseligkeit in diesem Leben. Da ihnen das hohe Bewußtsein, „zum Bilde Gottes geschaffen“ zu sein, entzogen ist, wissen sie oder wollen sie auch nichts wissen von ihrem Geiste, geschweige von dem Geiste aus Gott, und dienen daher nur dem Fleische. Da liegt der Krebschaden unsrer Zeit, nicht allein der Arbeiter, nein auch der Arbeitgeber. Letztere können in jenen nur die reichlich wuchernde Saat des materialistischen Samens, welchen sie durch Wort, Schrift und Beispiel vielfach austreuen halfen, wieder erkennen. Wie viele unsrer Arbeitgeber tragen ihren zahlreichen Arbeitern gegenüber wohl das Bewußtsein in sich: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst?“ Wie viele erkennen in jenen Fleisch von ihrem Fleische und Bein von ihrem Beine? Zwar muß ebenfalls zugegeben werden, daß nicht wenige unsrer Arbeitgeber ein Herz für ihre Arbeiter haben und große Theilnahme und Mitgefühl für deren Lage zeigen, auch vielfach für ihre materielle und sittliche Hebung Sorge tragen, aber vielfach beschränken sie ihre Hülfe auf einseitige Unterstützungen oder gewisse religiöse Einwirkungen oder einzelne philanthropische Einrichtungen und sehen ihre wohlgemeinten Absichten mit Un dank und traurigen Erfahrungen vergolten. Daher werden sie es leid und schrecken vor jeder durchgreifenden, ausdauernden Reorganisation zurück. Diese Menschenfreunde bedenken jedoch nicht, wie solche beabsichtigte Abhülfe, sobald sie als Wohlthat erscheint, gewöhnlich mit Mißtrauen aufgenommen zu werden pflegt. Das Verhältniß beider Theile ist ein sittliches und daher auch ein rechtliches und will durchaus auf einer Basis des Rechts beruhen. Nach gegenwärtiger Sachlage scheint doch alles dazu angethan zu sein, daß die sittlich-christliche Neubelebung unsers Volkes eher von den höhern als von den untern Schichten der Bevölkerung ausgehen müsse. Beim Eintritt des Christenthums in die Welt war es freilich umgekehrt.

3. Arbeit und Kapital.

Bisher ist in diesem Abschnitt über die Arbeit nur ein Faktor derselben, nämlich die menschliche Kraftanstrengung, behandelt worden. Es gibt jedoch noch einen andern, jenem gleichberechtigten und ebenbürtigen Faktor der Arbeit, das ist das von jeher vom Arbeiter mit scheelem Auge angesehene Kapital. Unter Kapital wird eine Anhäufung von Gütern, welche der Mensch allmählig angesammelt hat, verstanden. Aber von Natur hat der Mensch keine Güter, er muß sie allmählig erwerben. Erwerben kann er nur durch Arbeit. Die Güter der Erde fallen ihm nicht von selbst in den Schooß, er muß sie erringen. Nur durch Mühe und Kraftanstrengung kann also das Kapital, mag es zuerst in Heerden, Getreide, Grundbesitz und andern Gütern bestanden haben, erworben werden. Als die metallischen Werthzeichen, die wir Geld nennen, zum Tausche aller andern Güter aufkamen, mußte natürlich aller Güterbesitz auch nach dem Gelde berechnet werden, und es kam zuletzt dahin, daß man unter Kapital eine allmählig angesammelte Summe von Geld verstand. Immer jedoch bleibt die ursprüngliche Mutter alles Kapitals die Arbeit, indem der Mensch nur durch Arbeit ein Gut erlangen konnte. Jede Ansammlung von Kapital ist demnach nur eine aufgehäufte Arbeitsfrucht oder, wie vorher schon bemerkt, eine aufgespeicherte Arbeit. Sobald dies als richtig anerkannt wird, und schwerlich möchte es widerlegt werden können, so zeigt sich schon darin, wie jede modern beliebte Trennung und Scheidung von Kapital und Arbeit thöricht genannt werden muß. Arbeit und Kapital stehen nicht gegenständig einander gegenüber, sondern sie verhalten sich wie Ursache und Wirkung oder wie Sonne und Wärme zu einander. Stellt sich jemand feindselig zum Kapitale, so befeindet er also nur die Frucht der Arbeit, und nichts kann thörichter erscheinen, als wenn der Arbeiter das Kapital anfeindet, denn dadurch feindet er nur das Ziel und Streben seiner eignen Anstrengung oder Arbeit an. Also ich hasse in diesem Falle das bei einem andern, was ich selber sehnlichst durch meine Anstrengungen gewinnen will. Viel natürlicher würde es sein, wenn ich das Kapital, was ich bei

andern als Furcht menschlicher Arbeit erblicke, mir zum Anreiz auch meiner Arbeit dienen ließe, um ähnliche Frucht zu erzielen. Deshalb möchte man nicht mit Unrecht allen Haß gegen das Kapital aus einer Arbeitsfurcht herleiten, und mit Recht hat man bemerkt, daß das Feldgeschrei der jetzigen Arbeiterbewegungen nicht bloß lautet: „mehr Lohn“, sondern „weniger Arbeit“. Die Unlust an der Arbeit trägt sich dann über auf das Resultat der Arbeit, dessen Besitz man begehrt, während man sich scheut, den Weg, der dazu führt, selber zu gehen. Auch hier möchte man sprechen, das Menschenherz bleibt unergründlich in seinen Ab- und Zuneigungen.

Oder richtet sich der vielverbreitete Haß oder die Feindschaft gegen das Kapital nicht eigentlich gegen den, der es besitzt? Darnach wäre nicht das Kapital, sondern der Kapitalist das Objekt der Anfeindung. Wohl mag nicht selten der Besitzer des Kapitals zur Anfeindung seines Besitzes Veranlassung gegeben haben und noch geben, doch derartige Erscheinungen resultiren weniger aus dem Besitz, als vielmehr aus der Individualität des Besitzers. Denn der so oft erhobene Vorwurf des Stolzes, der als Geldstolz, beiläufig gesagt, unter allen Abarten des Stolzes der lächerlichste genannt zu werden verdient, würde denselben Menschen, wenn er auch nicht in Besitz des Geldes gekommen wäre, treffen, nur in etwas anderer Weise. Das Kapital ist ja ein todttes Ding und kann niemand stolz machen, der nicht schon vorher den Stolz in sich getragen hat. Der Besitz des Kapitals wird nur Veranlassung, daß der bisher im Menschen verborgene Stolz in Form des Geldstolzes hervortritt, indem nämlich der Stolz im Kapitalbesitz den fruchtbaren Boden findet, auf welchem er ungehindert wachsen und sich entfalten kann.

Das Kapital repräsentirt jedoch noch eine sittliche Seite und ist nicht bloß als angesammelte Arbeitsfrucht anzusehen. Wer von seiner Arbeit etwas erübrigen und ersparen will, muß sich auch selber beherrschen und seinen natürlichen Gelüsten energisch entgegen treten, sie darnieder zu drücken im Stande sein. Ohne einen gewissen Grad von Selbstverleugnung wird niemand von seiner Arbeit etwas erübrigen, also gibt jedes angesammelte Ver-

mögen ein lautes Zeugniß, daß seine Sammler ihren sinnlichen Gelüsten Schranken zu setzen verstanden. Wie weit hier Geiz mitgewirkt habe, ist hier nicht zu untersuchen, sondern es genügt, daß ohne Sparsamkeit und Selbstbeschränkung kein Kapital gebildet und gewonnen werden kann. Und wollte jemand einwenden, daß das zwar von dem ersten Ursprunge, von den primitivsten Anfängen des Kapitals gelte, aber keineswegs vom Kapital der Gegenwart, so ist dieser Einwand nicht stichhaltig. Denn mag gegenwärtig auch das Kapital von vielen durch Erbschaft und andere Glücksfälle, also nicht durch eigene Händearbeit gewonnen sein, während zahllose Beispiele täglich vorliegen, wie noch heute ansehnliche Kapitalien durch mühsame Arbeit und große Entbehrungen angesammelt werden, so gehört doch wiederum nicht geringe Anstrengung dazu, das durch irgend welche Glücksfälle überkommene Kapital zusammen zu halten. Zwar klingt es paradox, verhält sich aber wirklich so, daß es nicht mühsamer ist ein Kapital zu sammeln, als ein gesammeltes zu erhalten. Seine Erhaltung erfordert nicht weniger Arbeit und Selbstbeherrschung, als seine Ansammlung. Die feindselige und gehässige Weise, in welcher der, welcher Kapital besitzt, häufig angefeindet zu werden pflegt, würde demnach als blasser Neid gegen die, welche durch Fleiß und Selbstbeherrschung Geld zu sammeln und zusammen zu halten wissen, angesehen werden müssen. Und so hart, als es klingt, muß es doch ausgesprochen werden, nämlich, der Haß gegen das Kapital entspringt dem Boden eines unsittlichen Herzens. Im Kapital wird Arbeitsamkeit und Sparsamkeit zugleich gehaßt, also gerade die Tugenden, durch welche der arbeitenden Bevölkerung nur allein geholfen werden kann.

Das Kapital ist jedoch nicht allein Frucht der Arbeit, sondern zugleich auch eine der ergiebigsten Ursachen zur Arbeit. Ohne Kapital würde unsre Arbeit in Stodung gerathen, daher Geldkrisen zugleich auch Arbeitskrisen zur Folge haben. Der Geiz, welcher das Kapital in verborgene Kisten und Kasten einschließt und sich stillvergnügt an seinem Anblick weidet, kann wohl in unsern Tagen zu den Fabeln der Vorzeit gerechnet werden. Gegenwärtig drängt das Kapital aus seinem Verschuß hinaus,

es will rollen und angelegt werden. Jede Anlage eines Kapitals dient aber neuer Arbeit. Selbst die geringe Hypothek, welche hie und da auf ein kleines Besizthum aufgenommen zu werden pflegt, soll zuletzt doch das Mittel sein, um die Arbeit dessen, der es aufnimmt, lohnender und ergiebiger zu machen. Ja man darf sagen, ohne Ansammlung von Kapital keine Arbeit. Denn schon um die Arbeit eines gewöhnlichen Handwerkers zu verrichten, bedarf es eines vorher angesammelten Kapitals, sei es auch nur, um das erforderliche Handwerkszeug zu beschaffen, oder die dafür nöthige Werkstätte herzustellen. Wenn das schon fürs bescheidenste Handwerk gilt, um wie viel mehr für jede industrielle Unternehmung. Was für ein Kapital ist erforderlich, um den hierfür erforderlichen Grundbesiz zu erwerben, Gebäulichkeiten aufzuführen, Werkzeuge und Maschinen anzuschaffen und zuletzt, wenn solches alles geschehen, längere Zeit hindurch arbeiten zu können, bis endlich ein solcher Absatz erzielt wird, welcher die Produktionskosten wenigstens deckt. Ein kapitalloser Mensch vermag trotz Arbeitskraft und Arbeitslust nichts zu unternehmen, er muß durchaus sich vorher ein Kapital entweder durch Arbeit und Sparsamkeit sammeln, oder von anderer Seite her bekommen. Desgleichen vermag ein kapitalarmes Land, selbst wenn es die lukrativsten Rohstoffe von Natur besizt, deren Verarbeitung und Verwerthung nicht zu bewerkstelligen, sondern muß dieselben von andern Völkern, die Kapital besizzen, ausbeuten lassen. Wir mögen hinblicken, wohin wir wollen, allüberall, beim Landbau wie beim Handel, beim Handwerker wie beim Fabrikanten, bildet das Kapital die Grundlage zu jeder gewinnreichen und ergiebigen Arbeit. Aber nicht allein dient es der Arbeit zur Grundlage, sondern auch zu ihrer Vervollkommenung.

Denn je mehr Kapital, desto mehr Veranlassung, Versuche jeder Art zu machen, damit die Arbeit produktiver werde. So wenig der arme Grundbesizzer, dessen wenige Morgen Landes ihn nur dürftig ernähren, sich darauf einlassen darf, alle die neuen wirthschaftlichen Entdeckungen und Erfindungen durch praktische Versuche zu erproben und so die Ergiebigkeit seiner Besizung zu erhöhen, sondern wie das nur der reiche Grundbesizzer vermag,

ebenso verhält es sich bei jeder andern Thätigkeit. Nur wo das Kapital sich findet, da ist auch die Möglichkeit gegeben, jede wissenschaftliche Forschung zu einer rationellern Wirthschaftlichkeit in seinen Dienst zu ziehen. Mag dieser Einfluß des Kapitals auch als eine beneidenswerthe Herrschaft desselben erscheinen, zuletzt kommt sie doch jedem Handwerker und Arbeiter zu gute. Denn allmählig werden alle die anfänglich nur dem Kapitale durch solche Versuche ausschließlich zufließenden Vortheile ein Gemeingut aller andern. Denn die Zeit der Monopole und Privilegien hat ihr Ende gehabt, und es währet nicht lange, daß eine erprobte Erfindung oder Entdeckung ihre heilsame Anwendung auch in der kleinsten Werkstätte findet. So steht Kapital und Intelligenz in lebhaftester Wechselbeziehung. Beide sind neben der gefundenen Körperkraft die zwei Faktoren, welche jene erst produktiv zu machen verstehen. Und jede Feindschaft gegen das Kapital seitens der Arbeiter gleicht einem Mordgelüste gegen den wirthschaftlichen Fortschritt und gegen die Entwicklung des Nationalwohlstandes. Will der Kommunismus das Kapital beseitigen, so gräbt er damit nur das Grab seines eignen Systems, schraubt alle sozialen Verhältnisse in eine antediluvianische Zeit zurück. Und wenn der demokratische Arbeiter-Verein heute die für seine Produktivgenossenschaften vom Staate verlangten hundert Millionen erhielte, so würde sich in kurzer Zeit, wenn alles nach Wunsch sich günstig gestaltete, dieselbe Herrschaft des Kapitals wieder geltend machen. Denn Fleiß und Sparsamkeit einzelner Arbeiter würde unbedingt zu neuer Ansammlung von Kapital hindrängen. Also würden sich im Laufe der Zeiten allmählig dieselben oder ähnliche Zustände, wie die Gegenwart sie bietet, wieder aufbauen. Jede Ansammlung von Kapital den einzelnen aber verbieten zu wollen, würde gleichkommen dem Verbote, seine eignen Kräfte und Gaben auszubilden und auszunützen.

Dem Kapitale haben wir, wie schon bemerkt, die Herstellung der Maschinenarbeit zu verdanken. Denn ohne jenes kann diese nicht wirksam werden. Es ist nun zwar vielfach über den Werth der Maschinen gestritten worden; einige haben denselben für zweifelhaft, andere geradezu für schädlich erklärt. Auch haben wir

Zeiten gehabt, wo sich der Widerwille gegen die Maschinen sehr energisch kundthat und große Arbeiter-Verbindungen auf Demonstration aller Maschinen ausging. Vielfach lag diesen Zerstörungsgelüsten Unkenntniß der Maschinen zu Grunde oder die kindische Abneigung gegen Neuerungen. Man hielt die Maschine für den gefährlichsten Feind der Arbeiter und fürchtete, daß durch sie jede menschliche Thätigkeit werde entbehrlich gemacht werden. Es hat sich aber herausgestellt, daß die Maschine der beste Freund der Arbeiter ist, welcher die Hände derselben nicht entbehrlich machen, sondern sie unterstützen und ihre Anstrengungen erleichtern will. Die Maschine kann mit Recht die Vereblerin der menschlichen Arbeit genannt werden, denn sie hat uns von Ueberbürdung und Ueberspannung der menschlichen Kraft erlöst, hat der Arbeit des Menschen das Gewand des Lastthiers genommen und ihr ein mehr menschliches Kleid gegeben. So wenig die Buchdruckerkunst die Zahl der Schreiber verringert, oder die Eisenbahn die Zahl der Fuhrwerke verkleinert, sondern eher vermehrt hat, so haben auch die Maschinen die Zahl arbeitender Hände eher gesteigert, als herabgesetzt. Doch trotz dieser Erfahrung, daß seit der Maschinenarbeit die Klage über Mangel an Arbeitskräften häufiger und lauter gehört wird, wird doch jede neue Maschine nicht ohne Mißtrauen bei ihrer ersten Einführung angesehen werden. Dies Loos muß sie mit jedem Guten, das neu eingeführt wird, theilen. Den sprechendsten Beweis dafür gibt die Einführung der Kartoffel.

Die Maschine hat aber die allergrößte Umwälzung in der menschlichen Arbeit zur Folge gehabt, und niemand kann sagen, bis wie weit diese Umwälzung sich noch ausdehnen wird. Es kann hier nicht der Ort sein, den unberechenbaren Einfluß der Maschinen auf unsre Arbeit und Arbeiter auch nur annähernd historisch zu verfolgen, nicht einmal den der einzigen Dampfmaschine, dieser unvergleichlichen Dienerin menschlicher Arbeit in fast allen Arbeitsgebieten, können wir weiter erörtern, sondern begnügen uns nur darauf aufmerksam zu machen, daß gerade die Maschine ebenso die Theilung der Arbeit als auch ihre Konzentration merkwürdig bewirkt hat. Das klassische Alterthum kannte

die Theilung und die Konzentration der Arbeit gar wohl und übte sie erfolgreich in seinen Fabriken. Freilich bestanden die Arbeiter nur aus Sklaven, deren jeder aber auf eine sehr beschränkte Arbeit, auf nur einzelne Theile eines Ganzen eingeübt zu werden pflegte, damit er es in diesen einzelnen Stücken zu einer desto größern Fertigkeit bringe. Daher wir die technische Ausführung noch heute an vielen Gegenständen der Architektur und Plastik bewundern. Je mehr sich die Anfertigung auf einzelne Theile eines Stückes beschränkte, eine desto größere Vollendung der Arbeit und Kunstfertigkeit konnte darin erreicht werden. Es hatten etwa 10—12 Sklaven in ihrem Zweige einen Werkmeister, der die Arbeit der einzelnen nicht nur überwachte, sondern sie auch darauf einübte. Eine fabrikmäßig betriebne Gerberei besaß z. B. der Demagoge Kleon, eine Messerfabrik der Vater des Demosthenes, eine Brodfabrik Kyreos in Athen, welche das berühmte athenische Brod lieferte. Und wenn die Männer, welche dergleichen Fabriken besaßen, z. B. Gerber oder Lampenmacher und dergleichen genannt werden, so geschah solches nur aus Spott, weil dergleichen Gewerbe in ihrem Hause betrieben wurden und nicht weil sie es selber betrieben. In diesen Spottnamen drückt sich das Verächtliche der Arbeit aus. Eine ähnliche Fabrik scheint auch der Goldschmied Demetrius in Ephesus gehabt zu haben, denn nach den Worten der Apostelgeschichte (Kap. 19, 24) wandte er denen vom Handwerk nicht geringen Gewinnst zu und scheint die Zahl der von ihm beschäftigten Arbeiter sehr bedeutend gewesen sein. Später begegnen wir einer noch heute vielfach verbreiteten Arbeitsweise, nämlich der, daß die einzelnen Theile zwar an die einzelnen Arbeiter vertheilt, aber in deren Häusern verarbeitet und so wieder andern zugesandt werden, bis endlich die Zusammensetzung dieser einzelnen Theile zu einem Ganzen erfolgen kann. Doch diese Methode, nach welcher die Theilung der Arbeit zugleich eine Vertheilung in die Häuser der Arbeiter ist, hat in neuester Zeit immer mehr dem Einflusse der Maschinen weichen und sich der Arbeit in großen geschlossenen Gebäuden anschließen müssen. Und ganz natürlich. Denn nur wo sämtliche Theile eines Fabrikats in ein und demselben Gebäude bear-

beitet werden, wird an Zeit gespart und auch die Ausführung der Arbeit besser überwacht. Mögen noch so viele Uebelstände dieser unter einem Dache gemeinschaftlichen Arbeit namhaft gemacht werden, es wird und muß der große Vortheil dieser Fabrikationsweise doch zuletzt alle jene erhobenen Bedenken überwiegen. Dagegen noch weiter angehen zu wollen, heißt Streiche in die Luft machen. Vielmehr muß man Bedacht nehmen, die sittlichen Gefahren dieser auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum angehäuften Arbeiterschaaften verschiedenen Alters und verschiedenen Geschlechts möglichst zu entfernen. Auch haben einzelne Fabrikherren löbliche Anstrengungen gemacht, die jugendlichen Arbeiter möglichst von den älteren, wie auch die Arbeiterinnen möglichst vom andern Geschlechte fern zu halten. Es gibt sogar Tuchfabriken, wo die weiblichen Arbeiter nicht bloß von den männlichen in jeder Weise abge sondert, sondern sogar unter sich auch konfessionell getrennt in besondern Sälen arbeiten. Bei einer konfessionell gemischten Bevölkerung ist dies Verfahren sehr zu empfehlen. Ueberhaupt kann guter Wille in diesem Stücke viel Gutes einrichten. Wer freilich kein Herz für die Gefahren, welche gerade die gemeinsame Beschäftigung in großen Sälen auf die Sittlichkeit der Arbeiter ausübt, in sich trägt, der kann nur zu den egoistischen Rainsnaturen gerechnet werden, welche auf dergleichen humane Bestrebungen trotzig antworten: „Soll ich meines Bruders Hüter sein!“

Demnach werden wir am Schlusse dieses Abschnitts sagen müssen: Die Arbeit ist für den Menschen ebenso eine physische Nothwendigkeit als ein Ausdruck seines sittlichen Wesens, umfaßt nicht bloß seine Muskulatur, sondern ebenso seine Intellektualität, durch sie und in ihr bildet er seine leiblich geistige Natur zu dem ihm vorgesteckten Ziele aus. In seiner Arbeit dient der Mensch Gott. Denn in seiner Arbeit soll er die von Gott ihm gegebenen Kräfte und Begabungen nach Gottes Willen ausbeuten. Die Arbeit ist der natürliche Weg seiner Selbstbildung und Selbsterhaltung, durch sie soll er sich nähren. Indem er aber durch

seine Arbeit irdische Güter erwirbt und die Natur beherrscht, gibt er Veranlassung zur Ausdehnung seiner Arbeit und weitem Ausnutzung der Natur. Das so gewonnene Kapital hat daher nicht bloß einen materiellen, sondern auch einen sittlichen Werth und wird zum unentbehrlichen Gehülfsen und Genossen der menschlichen Muskelkraft und Intelligenz bei und zu der Arbeit, und gewährt die Möglichkeit, alle Erfindungen und Entdeckungen des Geistes zur Erleichterung und Vervollkommenung der Arbeit dienstbar zu machen.

Dritte Abtheilung.

Winke und Vorschläge zur Verbesserung und Hebung der Lage des Arbeiterstandes.

1. Würdigung der früheren Versuche.

Obwohl das, was bisher über die verschiedenen Theorien für Hebung der arbeitenden Klassen gesagt worden ist, im voraus erwarten läßt, daß keine derselben hier, wo es sich um den Weg und die Mittel zur Aufbesserung der Lage der Arbeiter handelt, durchaus gebilligt und adoptirt werden wird, so wollen wir doch ebensowenig dieselben als undrauchbar verwerfen. Denn wer je für das Wohl der menschlichen Gesellschaft thätig gewesen, verdient selbst da, wo er geirrt hat, unsere Anerkennung, und es gibt keinen Irrthum, der nicht auch zugleich sich auf Wahrheit stütze. Der Rest von Wahrheit, welcher dem Irrthum beigemischt zu sein pflegt, dient demselben zur Nahrung und schafft ihm Eingang. Und je allgemeiner es gefühlt wird, daß eine im Laufe der Zeit vernachlässigte oder unterdrückte Wahrheit wieder zu ihrer Geltung gebracht werden soll, desto größeren Anklang wird auch jeder Versuch dafür, selbst wenn er noch so irrthümlich wäre, allenthalben finden. Wie die Hypothese der Wissenschaft zur Erforschung der Wahrheit dient, so werden auch die bisher aufgestellten Theorien für Hebung der arbeitenden Klassen sicherlich zur Auffindung ihres erhabenen Zieles erfolgreich beitragen. Daher dürfen wir die Männer des Kommunismus und Sozialismus keineswegs verdammen, denn auch ihre Systeme beabsichtigen eine Heilung unserer sozialen Schäden und haben das große Verdienst,

daß sie nicht nur den Schaden aufdeckten, sondern auch für das gekränkte Recht vieler kräftig einstanden. Ihre Ideen haben sich im Laufe der Zeit modifizirt und abgeklärt, und niemand würde bei Baboeuf's grundstürzendem Auftreten gehaut haben, daß seine Gedanken in einem Schulze-Dehligsch und Lassalle eine solche Verarbeitung und Umgestaltung erfahren würden. Die Internationale ist daher nur die Wiederaufnahme und Weiterbildung der grundstürzenden Gedanken Baboeuf's, die Fortentwicklung der negativen Seite der Arbeiterfrage. Der einmal ausgesprochne Gedanke muß bis zu seiner vollendeten Spitze den historischen Prozeß in allen seinen Instanzen durchgehen. Dieser historische Prozeß des Gedankens liefert zuweilen ein Resultat, das mit dem ursprünglich ausgesprochenen Gedanken oft eine kaum erkennbare Aehnlichkeit zeigt. Daher genügt es bei vorliegendem Gegenstande nur bei den neuesten Theorien für Hebung der arbeitenden Klassen zu verweilen, indem sie als Resultate des historischen Prozesses auch das Gute und Brauchbare der früheren in sich vereinigen. Es ist das System der Selbsthülfe und das der Staatshülfe. Was an beiden gut und wahr ist, muß auch stets als probat empfohlen werden.

a. Das System der Selbsthülfe.

Die Vortheile und Segnungen, welche das Genossenschaftswesen hervorgebracht hat, verkennen zu wollen, wäre höchst ungerath. Es liegen zu viele Beispiele vor, welche schlagend beweisen, wie dadurch verarmte Fabrikarbeiter sich aus ihrem Pauperismus herausgearbeitet und ihre sonst so traurige Lage verbessert haben. Mit den letzten ihnen verbliebenen Groschen begannen sie unter Einzahlung ganz kleiner Raten sich einen Kaufladen zu gründen, um ihre wirtschaftlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Es glückte, und das Geschäft gedieh zu ihrer Freude und zu ihrem Vortheile. Dadurch wurden viele veranlaßt, Versuche in fabrikmäßiger Großproduktion zu machen. Die kleinen ratirlichen Einlagen bildeten zuletzt auch ein Kapital, wie die einzelnen Tropfen einen See bilden. Was eine derartige Genossenschaft zu leisten vermag, das zeigt die der sogenannten Pioniere in Rochdale. Der Umfang und der Gewinn dieser kooperativen

Gesellschaft ist zu bekannt, um hier noch weiter durch Zahlen konstatirt zu werden. Welche Entschlossenheit, Ausdauer, Entfagung und Heldennuth, welche Einsicht und intellektuelle Bildung aber hier von ihnen gezeigt und geübt werden mußte, ehe sie ihr Geschäft nur zu einigem Flor emporarbeiten konnten, — das wird gewöhnlich nicht gesagt. Und doch ist das gerade die Hauptsache. Denn es genügt noch lange nicht, durch Einzahlung in kleinen Raten ein ansehnliches Kapital zusammen zu bringen und sich gegenseitig zur anstrengenden Thätigkeit zu verbinden, sondern es erfordert ein solches Unternehmen auch einen hohen Grad sittlicher Stärke und intellektueller Ausbildung, wie wenige unsrer Arbeiter aufzuweisen im Stande sind. Schon der eine Punkt, daß in dieser Genossenschaft kein Brantwein verabreicht wird, sondern wer denselben liebt, tritt entweder gar nicht ein, oder fällt selber wieder aus, — welche Charakterstärke setzt das bei den Betheiligten voraus! Wo sich also qualifizierte Arbeiter finden, da werden auch dergleichen kooperative Genossenschaften an ihrem Orte sein. Denn diese Genossenschaften zeigen den Weg, auf welchem sich sittlich und intellektuell befähigte Arbeiter zu Fabriktheilhabern emporschwingen können. Da es aber unmöglich sein wird, daß alle unsre Arbeiter sich dazu erheben können, so wird das kooperative Genossenschaftswesen nur eine temporäre und lokale Bedeutung haben und nicht eine Hebung der arbeitenden Klassen genannt werden können. Und mögen noch so viele derartige Genossenschaften unter den günstigsten Ausichten entstehen, so wird es doch eine viel größere Anzahl von Arbeitern geben, welche sich nicht daran betheiligen können. Denn das große Kapital wird und muß ebenfalls Geschäfte und Unternehmungen gründen und führen, welche jene Genossenschaften gar nicht in Angriff nehmen werden, weil sie außer dem Bereiche ihrer Thätigkeit liegen, — und dazu bedarf das Kapital ebenfalls Arbeiter, die keiner jener Genossenschaften angehören. Auch möchte es wohl zu bedenken bleiben, daß jene Genossenschaften trotz der erfolgreichsten Arbeit auch ihre Gefahren und schweren Krisen haben müssen, wie jedes andre Geschäft. Was dann, wenn der Bankrott hereinbricht? Da werden viele nicht nur arbeitslos, sondern

auch ihres mühsam ersparten Gewinnes los und müssen bei erfolgter Liquidation noch zahlen von dem, was sie nicht mehr haben. Das Wahre in diesen Genossenschaften liegt nicht darin, die Arbeiter zu Mitbesitzern der Geschäfte zu machen, sondern sie an dem Gewinn derselben anders, als durch den gewöhnlichen Arbeitslohn, partizipiren zu lassen. Das ist der Punkt, auf welchen man hinarbeiten muß, und nicht das, daß man aus Arbeitern Fabrikherren mache. Und wie sollten jene kooperativen Genossenschaften bei den ländlichen Arbeitern eingerichtet werden können? Etwa daß einige hundert ländliche Tagelöhner eine gemeinsame Pachtung unternehmen? Und wenn diese Genossenschaften so lukrativ sind, warum haben ihre Lobredner noch keinen Versuch darin bei den armen schlesischen Webern gemacht? Wir können nur sagen: Es ist möglich, daß eine Anzahl Arbeiter ein gemeinsames Produktionsgeschäft errichten können, aber dadurch wird keine Hebung der Arbeiter allgemein erreicht.

Wenn wir in den Produktiogenossenschaften, welche doch als das viel empfohlene Ideal des ganzen Genossenschaftswesens angesehen zu werden pflegen, keine Aufbesserung der arbeitenden Klassen zu erkennen vermögen, so noch weniger in den Kredit- oder Vorschuß- und Rohstoffvereinen. Dieselben haben nur einen partiellen Werth, indem sie höchstens dem handwerksmäßigen Kleinbetrieb, aber nicht den Schaaren der Arbeiter der Großindustrie nützen. Vereinigen sich einzelne Handwerker zu solchen Genossenschaften, um ihre Rohstoffe gemeinschaftlich im Großen zu beziehen, so kann ihnen unzweifelhaft daraus ein Gewinn erwachsen und ihnen eine Konkurrenz mit der fabrikmäßigen Großproduktion ermöglicht werden. Aber auch dieser Vortheil droht ihnen durch die immer mehr alles in ihren Bereich ziehende Großproduktion bald entziffen zu werden. Auch vertheuert die Verwaltung solcher Genossenschaftsgeschäfte wieder die Stoffe und verringert den Vortheil. Dasselbe ist bei den Kredit- und Vorschußvereinen der Fall. Sobald dieselben floriren, bedürfen sie auch einer kostbaren Verwaltung und berechnen daher außerordentlich hohe Zinsen. Zugleich aber verlangen sie Männer von außerordentlicher Uneigennützigkeit an ihre Spitze, welche selten gefunden werden, und es

bleibt daher nicht zu verwundern, daß mehrere dieser mit großen Hoffnungen errichteten Vereine gar bald ein klägliches Ende nahmen. Bei ihrem hohen Zinsfuß können sie auch weniger dem kleinen Handwerker, der bei seinem Geschäfte nicht 8 - 10 Prozent für seine entnommenen Darlehne zu zahlen vermag, eben weil er für seinen Arbeitslohn, der oft lange auf sich warten läßt, keine Zinsen berechnen kann, als vielmehr dem kleinen Handels- und Geschäftsmann, der sein Geld schnell umschlägt, in keinem Falle aber dem eigentlichen Arbeiter nutzen.

Endlich die viel gepriesenen Konsum-Vereine, welche den Arbeiter vor dem Wucher des Kramladens schützen sollen, gewähren der arbeitenden Klasse wirkliche Vortheile. Natürlich kann das nur da sein, wo der Arbeiter nicht aufs Buch seine Waare nimmt, sondern stets gegen Baarzahlung. Wo der Arbeiter beim Krämer seine Waare nicht sofort bezahlt, sondern dieselbe anschreiben läßt, da wird derselbe nie aus Schulden heraus kommen, und thut er das bei einem Konsumgeschäfte, so ist der Gedanke des wohlfeilen Einkaufs nicht selten Ursache zu unnöthigem Einkauf, wenn nicht gar eine Versuchung, die wohlfeiler gekaufte Waare wieder an andere zu verkaufen, um nur baares Geld in die Hand zu bekommen. In diesem Falle wirken Konsum-Vereine geradezu schädlich. Ihr eigentlicher Nutzen ist aber auch sonst nicht so groß, wie häufig gerühmt wird. Dadurch, daß das Pfund Kaffee oder Mehl einen Pfennig wohlfeiler gekauft wird, kann keine Hebung der Lage des Arbeiters erzielt werden, weil er weder diese geringe Ersparniß an seinem Beutel merkt, noch diesen geringen Vortheil irgendwie anders verwerthen kann. Auch wird in volkreichen Orten schon die natürliche Konkurrenz es bewirken, daß die Preise der Konsumläden nicht niedriger stehen können, als in andern Läden. Dagegen werden Konsumläden in den Gegenden und für die Zeit, wo es an dergleichen konkurrirenden Geschäften fehlt, den Arbeitern eine ersprießliche Erleichterung, sowohl im Preise als in der Güte der Waare verschaffen, also einen lokalen und temporären Werth haben. Immer bleibt jedoch zu bedenken, daß, weil die Konsum-Vereine für den Arbeiter als Konsumenten, aber nicht als Produzenten Vortheile gewähren,

sie auch nicht als wirksames Mittel zur Hebung der arbeitenden Klassen gerühmt werden können. Ja es liegt der Gedanke nahe, daß gerade der Bezug wohlfeilerer Lebensmittel auf die Höhe des Arbeitslohnes einen nachtheiligen Rückschlag ausüben möchte. Dieser Verdacht ist wenigstens da nicht ungegründet, wo einzelne Fabrikinhaber die Kosten zur Herstellung und Unterhaltung solcher Konsumläden selber für ihre Arbeiter übernehmen. Dieselben bringen damit zwar im Interesse ihres Arbeiterstandes ein nicht geringes Opfer, aber es fragt sich, ob dadurch nicht ein viel größeres, nämlich eine wohlberechtigte Lohnerhöhung, umgangen werden soll. Uebrigens können solche von einzelnen Fabrikherren zum Besten ihrer Arbeiter hergestellte und geleitete Verkaufsstellen kaum noch zu den Konsum-Vereinen gerechnet werden, sie sind vielmehr schöne Zeichen humaner Bestrebungen einzelner Arbeitgeber.

Alle die vom Principe der Selbsthülfe zum Wohle des Arbeiterstandes ausgegangenen Bestrebungen haben unter gewissen Voraussetzungen und in gewissen Verhältnissen einen großen Werth, doch werden sie nie eine allgemeine Hebung der arbeitenden Klassen erzielen. Denn ihre Selbsthülfe wurzelt in dem unergiebigen Boden: „Hilf dir selber, so hilft dir Gott!“ während es doch heißen müßte: „Laß dir von Gott helfen, so wirst du lernen dir selber helfen“!

b. Das System der Staatshülfe.

Was dagegen das Lassalle'sche Prinzip der Staatshülfe betrifft, so steht es mit dem der Selbsthülfe auf ganz gleichem Boden, nur will es auf anderm Wege sein Ziel gewinnen. Denn wenn Lassalle den Arbeiterstand zu seinem eigenen Unternehmer machen und statt des Arbeitslohnes den Unternehmergewinn als Arbeitsertrag hinstellen will, so basirt diese Lehre gerade so auf der Selbsthülfe wie jene des Herrn Schulze-Delitzsch. Die Arbeiter sollen sich organisiren zu Affoziationen, damit diese alle Produktion in ihre Hand nehmen. Und wenn hierzu der Staat die Anlagekapitalien hergeben soll, dieses aber nicht eher zu erreichen sein wird, als bis das allgemeine und direkte Wahlrecht

zu den gesetzgebenden Körpern des Staates erreicht ist, so kann solches nur durch irgend welchen von Seiten der Arbeiter auf den Staat ausgeübten Druck erzielt werden. Was ist das aber anders als Selbsthülfe? Und wenn das allgemeine und direkte Wahlrecht erlangt oder vielmehr endlich erkämpft ist, so haben die Arbeiter es in ihrer Hand, die gesetzgebenden Versammlungen mit ihren Gesinnungsgenossen zu füllen und die in Aussicht gestellte Staatshilfe zu votiren. In allen diesen einzelnen Stadien, um zu dem paradiesischen Ziele zu gelangen, nämlich durch eigne Unternehmungen den Arbeitslohn abzuschaffen und sich den gewonnenen Produktions-Ertrag zu verschaffen, kommt doch zuletzt alles auf die Selbsthülfe der Arbeiter zurück. Zwischen beiden Prinzipien möchte kaum ein anderer Unterschied sein, als der zwischen einer friedlichen und einer gewaltsamen Selbsthülfe. Denn daß das Ergreifen des Staatsrunders seitens der Arbeiter nicht ohne mancherlei Gewaltthätigkeit vor sich gehen kann, leuchtet wohl jedweden ein.

Schon vorher ist bemerkt, daß man es bedauern möchte, daß Lassalle nicht dazu gekommen ist, seine Ideen praktisch zu versuchen, um so sich selber von der Unausführbarkeit seines Radikalismus zu überzeugen. Denn jetzt können wir dabei nur bedenken fragen: Wovon sollen die Arbeiter bis dahin leben, wo endlich der Produktions-ertrag ihrer Unternehmungen ausgehändigt werden kann? Wahrscheinlich nur von den zur Unternehmung gewährten Staatsgeldern. Also hätte der Staat bis zur endlichen Zahlung der erträumten Dividende alle Schaaren der sich zu Produktiv-Assoziationen organisirenden Arbeiter in allen ihren Bedürfnissen zu unterhalten. Diese Unterhaltung würde sicher vielen besser behagen als die schwere Arbeit, oder sie würde sich, um die Erreichung der Dividende zu beschleunigen, auf einen möglichst geringen Tagelohn beschränken und deshalb böses Blut bei den Arbeitern erregen. Doch sie haben ihre Führer im Staatsregimente, dieselben werden schon dafür sorgen, daß ihnen bis zur Theilung ihres Produktions-Ertrages ein anständiger Unterhalt verabreicht werde. Jedenfalls würden wir aber das überraschende Schauspiel haben, daß die, welche gegenwärtig nichts

haben, über den Ventel derer, welche etwas haben, ganz ungenirt verfügen. Und selbst wenn die ersten Jahre der Anlage dieser Unternehmungen glücklich überstanden wären, wer würde die Ausfälle verunglückter Versuche oder böser Handelskrisen decken? Offenbar der Staat. Aber dessen Hülfquellen müssen auch zuletzt versiegen, indem seine Steuerkraft, welche von den reichen Unternehmern doch auf die an ihre Stelle tretenden Arbeiter übertragen werden müßte, sich sehr vermindern würde. Doch daß die Arbeiter von den Staatslasten möglichst wenig gedrückt würden, darauf würden ihre Vertreter im Regiment schon bedacht sein, widrigenfalls man ihr Mandat für erloschen erklären möchte. Ebenso wenig würden sie zugeben, daß der Staat seine Einnahme vom Ertrage ihrer Produktionsgeschäfte vorab abzöge und so die Dividende verkleinerte. Kurz so weit sich der Laffalle'sche Vorschlag übersehen läßt, muß seine Durchführung ebensowenig möglich erscheinen, wie die weiland Pariser National-Verkstätten. Er würde große Summen verschlingen und den Staatsbankrott unfehlbar nach sich ziehen. Daher halten wir's kaum noch für nöthig zu fragen: Nach welchem Maßstabe soll die Dividende vertheilt werden? Wie verhält sich dabei die intellektuelle Arbeit zu der gewöhnlichen Muskelanstrengung? Würde zuletzt nicht jede Abstufung des zu vertheilenden Ertrages auf einen gewöhnlichen Arbeitslohn auslaufen? Dann würden wir an demselben Punkte wieder ankommen, nämlich an dem des Arbeitslohnes, welcher gegenwärtig als der ärgste Stein des Anstoßes angesehen wird.

Darin stimmen wir Laffalle bei, daß die Arbeiter nicht lediglich auf sich selber angewiesen sein dürfen, um aus sich selber ihre Lage zu verbessern. Es muß ihnen auch von anderer Seite unter die Arme gegriffen werden, und zwar vom Staate und vom Kapital. Denn darin wird uns wohl niemand widersprechen, daß von Seiten des Staates für Hebung der arbeitenden Klassen herzlich wenig geschehen ist, während das Kapital vielfach begünstigt und in seinen Unternehmungen unterstützt wird. Daher kann das so viel verbreitete Gerede von der Macht des Kapitals, so übertrieben und unverständlich es auch häufig sein mag, gar nicht für so grundlos und thöricht gehalten werden, sondern hat

wohl seine Berechtigung und Wahrheit. In welcher Weise aber den Arbeitern von Seiten des Staates und des Kapitals geholfen werden müsse, das wird sich uns nachher klarer herausstellen.

2. Die sittliche Bedeutung des Eigenthums.

Es hieße jedoch den Lassalle'schen Vorschlägen zu große Ehre anthun, wollte man sich bei ihrer Kritik nur mit dem Nachweis ihrer Unausführbarkeit begnügen. Denn dann hätten dieselben mit vielen andern Theorien nur den Fehler gemein, daß ihren Kombinationen ein Irrthum zu Grunde läge. Das wäre aber verzeihlich. So aber liegt ihnen geradezu eine grobe Unsitlichkeit zu Grunde, was unverzeihlich bleibt. Diese Unsitlichkeit liegt in der Mißachtung des Privateigenthums. Denn dadurch, daß die besitzlosen Arbeiter durch ihre Vertreter in der Gesetzgebung über das Vermögen der Besitzenden beliebig zu ihrem Vortheil verfügen und bestimmen sollen, wird das Gebot: „Du sollst nicht stehlen!“ umgestoßen. Der in unsern Tagen vielfach ausgesprochene Satz: „Die Beschlüsse der Majorität entscheiden über das, was recht oder unrecht sei“, wirft jedes objektive Recht und Gesetz über Bord und stellt den modernen Staat auf die unsittliche Basis der subjektiven Willkür. Und wenn Lassalle den Arbeitern als letztes Ziel ihrer Bestrebungen die Aussicht durch Majoritätsbeschlüsse ihrer Vertreter in den gesetzgebenden Körpern, die Besteuerung der Besitzenden vorhält, so ist das, milde ausgedrückt, ein versteckter Angriff auf das Privateigenthum. Zwar zeigt er ihnen nur den gesetzlichen Weg, welchen jede politische Partei zur Gewinnung der Majorität einzuschlagen pflegt, aber hier handelt es sich nicht um Realisirung einer politischen Doktrine, sondern um Erlangung der Möglichkeit, über den Beutel der Besitzenden zum eigenen Vortheil der Nichtbesitzenden verfügen zu können. Ein solches Verfahren gehört zu den Versuchen, „das Erbe seines Nächsten mit einem Schein des Rechts an sich zu bringen“, was schon jedes Schulkind als eine Uebertretung des Sittengesetzes anzusehen gelehrt wird. Die Sozial-Demokraten predigen zwar den Diebstahl nicht offen, aber halten den Arbeitern die freie

Verfügung über das Eigenthum anderer als Lockspeise vor und wollen sie also verleiten, in scheinbar gesetzlicher Weise solches an sich zu bringen. Offenbar wird dadurch den Arbeitern das sittliche Urtheil über Unverletzlichkeit des Privateigenthums getrübt und verwirrt, sie werden gewöhnt, den ihnen angepriesenen Weg zu ihrem Ziele für korrekt und sittlich recht anzusehen. Wehe aber, wo in einem Volke eine Trübung oder Verwirrung sittlicher Begriffe um sich greift. Da wird und muß allmählig jede göttliche Autorität verloren gehen und an ihre Stelle die menschliche Autonomie treten. Zwar befinden wir uns nicht fern von der Zersetzung sittlicher Begriffe im Volksleben und steuert unsere Zeit mit geschwellten Segeln der Autonomie des Menschengesistes entgegen, deshalb bleibt es aber auch um so gebotener, daß jeder, der den verderblichen Strudel, auf welchen der Lauf des Zeitgeistes gerichtet ist, erkennt, mit aller Macht einzugreifen sich befließigt, damit dem Untergange vorgebeugt werde.

Es ist hohe Zeit, daß die Heiligkeit des Eigenthums unserm Geschlechte wieder zum Bewußtsein gebracht werde, damit der Bann, welcher in diesem Punkte auf unserm Volksleben ruht, gelöst werde. Denn Privateigenthum und sittliche Persönlichkeit sind untrennbare Dinge. Ohne jenes verliert diese das Gebiet und Mittel, auf welchem sie sich bilden und bewähren soll. Denn im Erwerb und Gebrauch des Eigenthums findet die Individualität den Spielraum, sich sittlich auszubilden und auszuprägen. Das Privateigenthum eines Menschen schädigen oder berauben, heißt zugleich seine sittliche Individualität verletzen und angreifen. Daher war es im mosaischen Gesetz vorgesehen, daß, wenn ein Israelit irgendwie um sein Eigenthum kam, dasselbe wenigstens im großen Halljahre ihm wieder zufallen sollte. Ein Mensch ohne Eigenthum entbehrt zugleich das Mittel, seine sittliche Freiheit zu üben, jeder Eingriff in sein Privateigenthum wird deshalb zu einer Beschränkung seiner Freiheit. Privateigenthum und sittliche Freiheit zeigen sich mit einander verwachsen, wer sie trennt, der scheidet, was Gott zusammengefügt hat. Dasselbe besagt die christliche Ethik, wenn sie alles Eigenthum als ein von Gott zur Verwaltung übertragenes Gut hinstellt. Ist mir aber das Eigen-

thum nur zur Verwaltung, von welcher ich Rechenschaft zu geben habe, übertragen, so habe ich daran auch mein Verwaltungstalent und meine Kräfte zu bewähren. In der Anwendung und im Gebrauch des ihm von Gott übertragenen Eigenthums erfüllt der Mensch seine Aufgabe, für welche er von Gott bestimmt ist. Darnach bleibt jedes Privateigenthum ein göttliches Gut, ist für andere unantastbar und heilig zu halten. Jedes Vergreifen daran von fremder Hand ist daher ein Eingriff in die dem einzelnen von Gott gestellte Aufgabe. Die Vertheilung der irdischen Güter an die einzelnen Individuen hängt also zuletzt von Gott, dem Geber aller guten Gaben, einzig und allein ab. Er läßt sie jedoch den einzelnen nicht wie Schnee und Regen vom Himmel fallen, sondern dieselben müssen durch menschliche Thätigkeit aufgesucht werden. Der dazu geordnete Weg bleibt die menschliche Arbeit. Daß aber aus der Arbeit Privateigenthum hervorgehe, das wirkt Gott, indem er die Kraft und die Gelegenheit zur Arbeit und seinen Segen auf die Arbeit spendet, damit sie ein Eigenthum gewähre. Auch ererbtes Eigenthum hat denselben göttlichen Ursprung.

Bei Beurtheilung der Arbeiterfrage steht demnach fest, daß jedes Eigenthum als ein heiliges Gut respektirt werden muß. Der Tagelohn des geringsten Arbeiters fordert dieselbe Achtung als das Kapital des Reichen. Jede habgierige Schmälderung des Arbeitslohns steht deshalb ganz auf derselben Linie, wie das Gelüste der Besitzlosen nach dem Vermögen der Wohlhabenden, beides ist ein strafbarer Griff in das Privateigenthum, eine unerlaubte Beschränkung der sittlichen Freiheit des einzelnen.

3. Die Gesundheit und Kraft des Arbeiters.

Dem Privateigenthum zunächst, ja höher als dasselbe, steht die leibliche Kraft und Gesundheit, ohne welche jenes kaum zu erwerben möglich ist. Daher bleibt gerade dem Arbeiter gegenüber, der nur durch Aufbietung seiner leiblichen Kräfte in der Regel sein Privateigenthum zu erlangen vermag, die erste Forderung an den Arbeitgeber, die leibliche Kraft seiner Arbeiter

möglichst zu schonen. Ein schlechter Feldherr, der seine Leute dem feindlichen Kugelregen aussetzt, statt durch kluge und vorsichtige Strategik den Feind zu vergewaltigen. Ein ebenso schlechter Arbeitgeber bleibt aber auch der, welcher seine Arbeitnehmer habfüchtig physisch abnutzt und ausbeutet. Wir können es nur einen gewissenlosen Leichtsin, wenn nicht eine Versündigung gegen das Gebot: „Du sollst nicht tödten!“ nennen, wenn durch allerlei Verlockungen, sei es erhöhter Arbeitslohn oder versprochener Sinnegenuss, die Kräfte des Menschen übers Maß der Zeit oder der natürlichen Leistungsfähigkeit angespannt und ausgenutzt werden. In jeder Thätigkeit kommen zwar Momente vor, wo sowohl die geistigen als auch leiblichen Kräfte eines Menschen außerordentlich angespannt werden müssen, aber dergleichen fast zur Regel zu machen, das ist und bleibt eine unverzeihliche, ja verabscheuenswürdige Mißachtung des zum Bilde Gottes geschaffnen Menschen. Dem energisch entgegen zu treten rufen wir zum Schutz der Arbeiter die Hülfe des Staates an. Der Staat ist verpflichtet, über Leben und Gesundheit seiner Bürger zu wachen. Der Mann, welcher irgendwie seinen Leib, um sich der gesetzlichen Militärpflicht zu entziehen, verstümmelt, verfällt mit Recht der Strafe, aber der gewinnlüstige Arbeitgeber, welcher durch Ueberanstrengung seiner Arbeiter vielleicht Hunderte für den Ehrendienst, das Vaterland zu vertheidigen, unbrauchbar macht, geht nicht bloß ungestraft von dannen, sondern wird wohl gar mit Titeln, Orden für seine Verdienste um die Industrie geehrt und geziert. Leider liefern gewisse industrielle Bezirke den traurigen Beweis, wie die dort stattfindende Beschäftigung die junge Mannschaft für den Eintritt in das Heer unfähig macht. Wollen unsre Gesetzgeber nicht endlich einmal die Abstellung dieses Schadens ins Auge fassen? Wenn sie nicht die habfüchtige Vergewaltigung der menschlichen Gesundheit rührt, so sollte es die daraus dem Vaterlande erwachsende Gefahr thun. Hier sitzt das Uebel tief und muß in seinen ersten Anfängen verfolgt und in seiner Wurzel angegriffen werden.

Die Verkümmernng menschlicher Gesundheit tritt zuweilen in Fabrikgegenden schon im zartesten Lebensalter, man möchte

faßt sagen vor der Geburt der Kinder ein. Verfolgen wir einmal ein so junges Leben von seinem ersten Pulschlage unter dem Herzen der Mutter bis zu seinem Eintritt in die Schule. Denn ist es wahr, was einer unsrer trefflichsten Psychologen sagt, daß die Erziehung des Menschen schon vor seiner Geburt beginne, so werden wir mit eben demselben Rechte sagen müssen, daß die Gesundheitspflege eines Menschen schon beim Embryo beginne. Wo aber kann derselbe gedeihen und sich normal entwickeln, wenn die Mutter, die in ihrem Schooße diesen zartesten aller Lebenskeime zu pflegen berufen ist, am Webstuhle, oder am Schleifsteine, oder an der langen Spindelreihe vom frühesten Morgen bis zum späten Abend, Tag für Tag oder wohl gar noch Nächte hindurch in derselben Stellung ausharren und trotz aller natürlichen Unbequemlichkeit mit der Maschine in Takt bleiben muß? Mag sie die häusliche Arbeit vielleicht nicht weniger anstrengen, so bietet doch deren Mannigfaltigkeit oder Abwechslung stets eine sich gegenseitig ergänzende Anstrengung der Kräfte. Wechsel der Arbeit ist bekanntlich auch eine Erholung in der Arbeit. Allein die Fabrikarbeiterin muß auf diese Annehmlichkeit verzichten und ihre natürlichen Beschwerden sich verbeißen. Eine normale Entwicklung des Embryo kann dabei sich selten vollziehen. Und selbst wenn, da die Lebenskräfte in gewisser Hinsicht in solchem Falle oft wie unverwundlich erscheinen, das Kind endlich zur Welt geboren wird und sogar gesund erscheint, wie steht es mit seiner und der Mutter Pflege im Wochenbett? Auch hier ist es oft erstaunlich, wie ausdauernd und zähe die Mutterkraft alle Nebelstände überwindet, doch nur zu oft müssen die Neugeborenen in Gemeinschaft der Mutter die bösen Folgen eines schlecht gepflegten Wochenbettes schmerzlich büßen. Habt doch endlich Erbarmen, ihr Fabrikherren, die ihr Arbeiterinnen beschäftigt, mit Mutter und Kind! Und rührt euch nicht die lange Reihe der Todesfälle der Neugeborenen und der hagere blasser Anblick ihrer jungen Mütter, so reize doch euer eigner Vortheil euch zur sorgfältigen Schonung der Gesundheit beider. Die Pflege eurer Arbeiterinnen im Wochenbett ist ja für euch nur Vorsorge zur Gewinnung neuer frischer Arbeitskräfte. Je schwächer sich eine

Fabrikbevölkerung fortpflanzt, desto geringer gestaltet sich ihre Leistungsfähigkeit für euch. Es kann euch kaum ein größerer Nachtheil treffen, als eine sich mit jeder Generation deprivirende Bevölkerung. Hier kann freilich weniger der Staat mit seinen Gesetzen, als vielmehr eure eigne Klugheit dem Uebel vorbeugen. Daher ist's keineswegs zu viel verlangt, wenn im Namen der Humanität und der christlichen Liebe gefordert wird, daß in allen den Fabriken, wo Frauen beschäftigt werden, das Wochenbett derselben möglichst sorgfältig berücksichtigt und ihnen während Abhaltung desselben, also etwa 4—6 Wochen, ihr Arbeitslohn unverkürzt verabreicht werde. Denn in dieser Zeit schaffen und wirken sie ebenso durch Pflege ihrer eignen Gesundheit und der ihrer Kinder für den Vortheil der Arbeitgeber, wie sonst in gesunden Tagen. Auch haben solches christliche Fabrikherren längst erkannt und dem Wochenbette ihrer Arbeiterinnen die humanste Fürsorge angedeihen lassen. Ihnen während dieser Wochenzeit den üblichen Arbeitslohn zu zahlen, ist auch keine neue Forderung, sondern hat in neuester Zeit vielfache Vorgänger aufzuweisen. Zu bedenken wäre es weiter, ob, wo Frauen nicht in Fabriken beschäftigt werden, auch die Männer, sobald ihre Hausfrauen in solche Lage kommen, nicht für deren Pflege einige Tage von der gewöhnlichen Arbeit entbunden werden sollten. Denn da ihre Häuslichkeit kein Dienstpersonal zu halten gestattet, so bleibt doch der Mann in den gefährlichen Stunden und den ersten Tagen der natürliche Helfer, Trost und Beistand der Pflege bedürftigen Frau. Wenn derselbe nun bei den vermehrten Ausgaben, die jede Entbindung verursacht, noch auf einige Tage seinen Arbeitslohn, um seine Frau zu pflegen, daran geben soll, so wird ihm jedes Wochenbett zu einer überaus schweren Ausgabe und hindert ihn, seiner von Natur gebotnen Gatten- und Vaterpflicht nachzukommen. Wenigstens wäre es billig, dem Mann in solchem Falle, wenn nicht den vollen Arbeitslohn, so doch für einige Tage das übliche Krankengeld aus der Krankenkasse zufließen zu lassen. Die Krankenkasse aber dafür einzurichten, daß sie auch eine solche Mehrausgabe tragen kann, ließe sich leicht erreichen. Für die Gesundheit unsrer Fabrikbevölkerung würde aber eine derartige

Einrichtung der Krankenkasse außerordentlich vortheilhaft sein. Denn durch des Mannes hülfreiche Gegenwart für wenige Tage beim Wochenbett seiner Frau würde die Gesundheit von Mutter und Kindern gesicherter und gedeihlicher sich entfalten und viele anderweitige Ansprüche seitens der Familie an die Krankenkasse ersparen.

Das Kind des Fabrikarbeiters ist geboren und die Mutter hat die nöthige Pflege im Wochenbette gehabt, sie kann nun gestärkt ihren Arbeiten sich widmen. Wer soll aber nun über das neugeborene Kindlein schützende Flügel breiten, daß weder die Gewinnsucht der Eltern, noch die Habsucht des Arbeitgebers seine schwachen, zarten Kräfte vorzeitig ausnützen? Hier muß der Staat mit seinen das Leben seiner Bürger schützenden Gesetzen eintreten. Die bisherige Gesetzgebung genügt nicht oder wird nicht streng genug gehandhabt.

4. Kinderarbeit und Arbeiterkinder.

Zustände, wie sie eine im Auftrage der Regierung dazu gebildete Kommission in England aufgedeckt hat, werden sich in Deutschland wohl nicht finden. Denn kaum kann es für möglich gehalten werden, daß fünfjährige Kinder 14—16 Stunden in Fabriken Handschuhe nähen, dreijährige aber am Feuer kauern und heiße Bügeleisen halten und die versengten Händchen in danebenstehenden Wassernäpfchen abwechselnd abkühlen. Das sind Zustände, welche schlimmer als Sklaverei genannt werden müssen. Dadurch wird nicht allein die statistisch nachgewiesene große Sterblichkeit unter den Kindern einer Fabrikbevölkerung erklärt, sondern eine systematische Verkürzung ihrer Lebensdauer und Verfrüppelung ihres Leibes aufgedeckt.

Das Kind gehört dem Hause und der Schule, aber nicht der Fabrik. Das Kind soll zwar beschäftigt werden, aber nicht mehrere Stunden hindurch bei ein und derselben Arbeit hocken. Je zarter sein Körper, desto abwechselnder muß seine Beschäftigung sein, weil jede einseitig anhaltende Stellung desselben der Gesundheit und dem Wachsthum gefährlich ist. Es ist nicht blos Flücht-

tigkeit des Kindes, daß es selbst bei ein und demselben Spiele nicht lange aushält, sondern nach Abwechslung verlangt, nein, sein zarter Bau verträgt es nicht, instinkartig geht es von einem zum andern Spiele über. Die ersten Lebensjahre fordern eine vielseitige Übung seiner Kräfte. Geist, Seele und Leib wollen sich möglichst entfalten und müssen daher von allen Seiten Anregung haben. Daher auch der Wechsel der verschiedenen Unterrichtsfächer in der Schule und die damit verbundene Pause zur Erholung im Freien.

Wir erfreuen uns in unserm Vaterlande des Schulzwangs, welcher die Kinder vor dem Unwesen zu frühzeitiger Fabrikarbeit heilsam bewahrt. Der Schulzwang verpflichtet die Eltern, ihre Kinder vom 5. oder 6. bis zum vollendeten 14. Lebensjahre unterrichten zu lassen. Unsere Schul- und Militärgesetzgebung gehören zusammen. Wird die allgemeine Militärpflicht aufgehoben, so sinkt auch unsre Volksbildung mehrere Prozente tiefer. In der Volksschule wurzelt zugleich auch unsre Streitkraft. Daher muß man sich mit Recht wundern, daß unsre Regierung gerade für Fabrikbevölkerungen eine Erleichterung des allgemeinen Schulzwangs hat eintreten lassen. Dieselbe besteht in der Erlaubniß, besondere Fabrikschulen einrichten zu können, in welchen Kinder nach zurückgelegtem 12. Lebensjahre eintreten und täglich 3 Stunden unterrichtet werden, um die übrigen Stunden des Tages desto ungestörter der Fabrikarbeit nachgehen zu können. Um den Lehrer solcher Schulen den ganzen Tag zu beschäftigen, wird die Fabriksschule in 2 Cötus getheilt, die alternierend jeder 3 Stunden bald Vormittags, bald Nachmittags unterrichtet werden. Der Grund dieses Wechsels ruht aber im Interesse der Fabrik, indem also täglich ein Cötus der Schulkinder den andern, wie beim Unterricht, so auch bei der Arbeit Vor- und Nachmittags ablöse. Natürlich werden dieselben Kinder, welche Vormittags 9 Uhr die Schule besuchen, auch schon vorher früh von 5—8 Uhr, und die, welche die Nachmittagschule besuchen, nachher von 5 Uhr Abends in der Fabrik beschäftigt. Die Fabrikherren aber, welche solche Schulen errichten, pflegen dafür, daß sie zur Erhaltung der Schule beitragen, sich dadurch zu entschädigen, daß sie den Arbeitslohn dieser

Kinder herabsetzen. Die armen Kinder, welche um die Hälfte ihres Schulunterrichts gekürzt werden, müssen für diese Verkürzung noch mit einem Theile ihres Arbeitslohnes büßen und häufig das ortsübliche Schulgeld auch noch zahlen. Was können sie in solchen Schulen noch lernen, wo sie sowohl vor den Unterrichtsstunden, als auch nach denselben der Fabrikarbeit nachgehen müssen? Heißt das nicht, sie um die Wohlthat des Schulzwanges betrügen? Und wer wird hier unter dem Schutze des Gesetzes darum betrogen? Gerade die Kinder, welche den sorgfältigsten Schulunterricht empfangen sollten. Denn wenn je die Kinder eines Standes ganz besonders sorgfältig unterrichtet werden müssen, so sind es die der arbeitenden Klassen, indem gerade ihnen fast jede Gelegenheit, ihre Schulkenntnisse weiter zu bilden, später mangelt. Daher bleibt es ein schreiendes Unrecht gegen sie, wenn ihnen in den Jahren, also vom 12. bis 14. Lebensjahre, wo die Volksschule das, was sie lehrt, dem Kinde zum bleibenden Eigenthum zu machen bemüht ist, der Schulunterricht verkürzt wird. Diese Fabriksschulen sind es, welche die Vorurtheile unverständiger Eltern, als ob der gemeine Mann keiner Schulbildung von 8 Jahren bedürfe, bestärken. Denn hier sehen sie, wie täglich 3 Stunden Unterricht nicht nur genügt, sondern gesetzlich angeordnet wird. So lange dergleichen Exemtionen vom Schulbesuche gestattet werden, so lange wird unser Volk auch die Wohlthat des Schulzwanges nicht recht zu würdigen wissen, wird denselben vielfach für eine drückende Last halten, welche sich zu erleichtern oder gar abzuschütteln jeder Familienvater bedacht sein müsse.

Wir verlangen demnach, daß der Staat in gerechter Fürsorge für die Kinder der Fabrikarbeiter, die sogenannte Fabriksschule, welche die Schulstunden abkürzt, um die Arbeitsstunden der Kinder in Fabriken zu vermehren, gänzlich aufhebe und für ungesetzlich erkläre. Denn ihr auf täglich nur 3 Stunden beschränkter Unterricht hindert die Kinder, ihre natürlichen Fähigkeiten hinlänglich auszubilden und wird dadurch zu einer Ursache, daß diese Fabrikfinder wegen ihrer mangelhaften Ausbildung auf der niedrigen Stufe gewöhnlicher Tagelöhner lebenslanglich stehen bleiben müssen. Für sie wird es fast zur Unmöglichkeit, die

engen Schranken ihrer Arbeitskaste zu durchbrechen, indem ihre vernachlässigte Elementarbildung sie selbst an Erreichung jedes Zieles, wozu sie sonst von Natur befähigt wären, hindert. Man sage nicht, daß das Talent sich auch hier durcharbeite, sondern bedenke vielmehr, daß der Staat verpflichtet ist, dem Talente Gelegenheit zu geben, daß es in die Erscheinung trete und zum Bewußtsein komme, damit es sich später zum Wohle der Gesellschaft entwickle und verwerthe.

Unsere Anforderung an die staatliche Gesetzgebung geht jedoch noch weiter und verlangt nicht nur Aufhebung der Fabrik- schulen mit dreistündigem Unterricht, sondern strenges Verbot jeder regelmäßigen Arbeit der Kinder unter 14 Jahren in Fabriken oder andern Handwerksstätten. Wir verlangen solches sowohl im Hinblick auf die körperliche, als auch intellektuelle, als auch sittliche Ausbildung der Kinder. Es wird niemand in Abrede stellen, daß jede gleichförmige, anhaltende Beschäftigung von Kindern, welche in den Uebergangsjahren vom Kindes- zum Jünglingsalter stehen, den nachhaltigsten Einfluß auf Bildung der Gliedmaßen, Rückgrat und Athmungsorgane ausübt. Man erhebt ein Geschrei über die Konstruktion unsrer Schulbänke, über Lage und Luftventilation unsrer Schulzimmer, über Licht und Wärme derselben, aber schweigt über die Gefahren, welchen so viele unsrer Kinder in Cigarenfabriken, Schleifereien, Bergwerken, Schmiede- und andern Feuerstätten u. s. w. täglich 12 und mehrere Stunden ausgesetzt sind. Es fehlt nicht viel, daß man die öffentliche Schule für alle Gebrechen unsrer Generation verantwortlich machte, während man doch sagen sollte, daß im Vergleich zu den meisten Wohnungen und Arbeitsstätten, der größte Theil unsrer Kinder gerade in unsern Schulen noch den gesündesten Aufenthaltsort besitzt und genießt. Die Sucht aber, aus den Kräften der Kinder Gewinn zu ziehen, ist bei Eltern und Arbeitgebern so stark, daß, wenn ein solcher Vortheil winkt, beide Theile gleich verblendet handeln. Ob die Arbeitsstätte gesund oder schädlich aufs Kind wirke, ob die Beschäftigung seiner Entwicklung zuträglich oder nachtheilig, ob die Anstrengung der Kräfte erträglich oder übermäßig sei, — darnach wird nicht weiter gefragt, sobald dem Arbeitgeber der Vortheil eines geringen Kindertagelohns,

und den Eltern die Aussicht, daß ihr Kind seine Nahrung selber verdiene, winkt. Diesem Uebelstande kann nur die Gesetzgebung steuern, indem sie jede derartige Kinderarbeit streng verbietet.

Wie nachtheilig aber eine regelmäßige Tagelohnarbeit, wozu auch die ländliche Feldarbeit gerechnet werden muß, der Kinder intellektuelle Ausbildung beeinflusse, das kann jeder in unsern Schulen wahrnehmen. Es ist ein Jammer, wie begabte Kinder, welche sowohl vor als nach den Schulstunden einer regelmäßigen Arbeit nachgehen müssen, schlaff, theilnahmlos und müde in den Schulstunden dastehen, die Augen kaum offen zu halten vermögen, geschweige ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Die armen abgetriebenen Geschöpfe möchten gern lernen, aber sind dazu schlechterdings nicht im Stande, sonst zur Nachahmung für andere vorleuchtende Beispiele, jetzt ein Hemmschuh der ganzen Klasse. Der Lehrer arbeitet sich an ihnen müde und erzielt keine Erfolge, da ihre Abspannung durch die tägliche Arbeit sie für seine Unterweisung unempfänglich macht. Zuletzt muß derselbe froh sein, wenn sie nur nicht noch das, was sie früher gewonnen hatten, verlieren. Die oft beklagte Stumpfsinnigkeit unsrer arbeitenden Klassen hat gerade in der zu frühen Ueberspannung ihrer Kräfte während der Schulzeit ihren Anfang und ihre Veranlassung.

Wie aber die religiös sittliche Ausbildung durch so frühzeitiges Heranziehen der Kinder zu regelmäßiger Tagelohnarbeit erschwert wird, das bezeugen die Klagen der Pfarrer in größern Gemeinden, deren Mitglieder vorherrschend der Fabrikbevölkerung angehören. Diese abgearbeiteten Kinder im Katechumenen- und Konfirmanden-Unterricht verursachen treuen Seelsorgern schwere Seufzer. Sie zu fesseln oder gar ihr Gemüth anzufassen, macht große Mühe und gelingt selten. Denn einestheils hindert's ihre durch die Arbeit erzeugte Müdigkeit, andernteils ist ihre Fantasie und ihre Gemüthswelt von andern fremdartigen Einflüssen der täglichen Arbeitsgenossen, wenn nicht gar von unsittlichen und gottlosen Vorstellungen erfüllt, daß an ihnen jedes Wort der heilsamen Gnade, wie die Wassertropfen am heißen Steine, verdampft.

Allein haben wir nicht Gesetze und Verordnungen, die solchen Unziemlichkeiten frühzeitiger Abnutzung der jugendlichen

Kräfte vorbeugen? Wohl sind jelsbige da, aber werden wie jedes andere Gesetz umgangen, wenn nicht gar freventlich übertreten. Die Polizei wird es müde, immer und immer wieder die Eltern, welche aus Gewinnsucht ihre Kinder der Schule entziehen, zu kontrolliren oder mit erfolglosen Strafen zu verfolgen, und die Eltern lernen sich der polizeilichen Verfolgung in immer mehr raffinirter Weise entziehen. Die Arbeitgeber aber pflegen gewöhnlich gar einflußreiche Leute zu sein, vor denen die Ortsbehörde große Achtung haben muß. Ja es geht so weit, daß Eltern in Verblendung dem Schulvorstande ins Gesicht sagen: Sie bezahlen gern die 10 Sgr. Schulversäumnißstrafen, wo ihr Kind wöchentlich das Zehnjache an Arbeitslohn verdienen könnte. Und Gefängnißstrafe für Schulversäumnisse gilt nicht mehr für ehrenrührig, ja pflegt häufig auch ganz wirkungslos zu sein, indem sie vom Sonnabend bis Montag gebüßt wird.

Es gibt Fabrikherren, welche sich an diesen Verfündigungen gegen die Jugend nicht betheiligen, ja prinzipiell jede Kinderarbeit vor Entlassung aus der Schule abweisen, oder wohl gar selber Schulen zum Besten ihrer Arbeiter unterhalten, ohne dafür die Arbeitskräfte der Kinder vor vollzogener Konfirmation in Anspruch zu nehmen. Ehre diesen Männern, sie verdienen die Anerkennung des Vaterlandes. Aber ihre Zahl ist klein. Es gehört eine große Liebe zu Gott und den Menschen dazu, den Versuchungen der eigenen Gewinnsucht und der der Eltern anhaltenden Widerstand zu leisten. Die öffentliche Gesetzgebung ist aber verpflichtet, den Bemühungen dieser Ehrenmänner zur Hülfe zu kommen und mit aller Energie darüber zu wachen, daß die Wohlthat des Schulzwanges auch allen Kindern der Unterthanen zu theil werde. Es ist ein falsches Mitleid, wegen Armuth der Eltern ihre Kinder um eines geringen Tagelohnes willen vom gesetzlichen Schulbesuche zeitweilig entbinden zu wollen. Der Schade, welcher daraus an den Kindern erwächst, pflegt für die Ortsarmenkasse viel größer zu werden, als wenn dieselbe den dürftigen Eltern etwa 2—3 Jahre eine Unterstützung gewährt, statt daß sie jetzt ruhig zusieht, wie diese Eltern von der Arbeit ihrer Kinder einen Gewinn ziehen, welcher anfangs wie gestohlenes Brod süß schmeckt, aber hernach den

Mund voller Kieselinge macht. Wenn es aber heißt, daß sich gewisse Industriezweige ohne Kinderarbeit gegen fremde Konkurrenz nicht halten könnten, so sprechen wir unbedenklich: Fort mit einer Industrie, welche am Mark unsrer Jugend zehrt. Wo der Nationalwohlstand durch Verjüngung am heranwachsenden Geschlechte gehoben werden soll, da tritt zugleich der Anfang seines Endes ein. Da wird die erste Grundbedingung des Wohlstandes, die Leistungsfähigkeit der Arbeiter geschädigt. Die in letzter Zeit vielfach verlangte Einrichtung von Arbeitsämtern würde in Regelung der Kinderarbeit ein recht ergiebiges Feld der Thätigkeit finden. Geistliche und Lehrer, Gesetzgeber und Verwaltungsbehörden müssen alles aufbieten, die Eltern zu überzeugen, daß jede Verwendung der Kräfte ihrer Kinder zum regelmäßigen Erwerb, sei es in Fabriken oder bei Bergwerken, bei der Landwirthschaft oder beim Torfstechen und Ziegelftreichen, für selbige ebenso nachtheilig sei, wie der Genuß des vor der Reife abgebrochnen Obstes. Freilich kann die Versuchung nach diesem vermeintlichen Gewinn außerordentlich lockend, ja gebieterisch auftreten, — doch muß sie in allen Fällen überwunden werden. Schon der Gedanke, wie wäre es, wenn das erwerbsfähige Kind einige Jahre später geboren wäre, dann müßten sich die Eltern schon fügen und warten und auf den süß geträumten Gewinn verzichten. In der Regel darf man wohl annehmen, daß die häusliche Bedrängniß unsrer Arbeiter gerade da am schwersten und härtesten empfunden wird, wo die ältesten Kinder das zwölfte oder dreizehnte Jahr erreichen. Denn da fordert Nahrung und Kleidung der Kinder, wie auch die Wohnung in Bezug auf Vermehrung der Schlafstuben die meisten Ausgaben. Daher der Gedanke an Beihilfe aus der Kinderarbeit in der Zeit am versuchlichsten sich aufdrängt. Wehe, wer zu Anfang oder schon vor Gründung seines Hausstandes nicht einen Nothpfennig für diese Zeit zurückzulegen gedacht hat. Denn sobald die Familie auf mehrere Personen angewachsen ist, kann nicht gespart werden, das muß früher bedacht worden sein. Und darin liegt der wunde Fleck des Elendes vieler Arbeiterfamilien, daß weder vor Eingehung, noch in den ersten Jahren ihrer Ehe etwas für die Zeit des später vermehrten Hausstandes zurückgelegt wird. Leider

beginnen viele ihren Ehestand schon damit, daß sie die ersten Anschaffungen für ihre häusliche Einrichtung borgen und in den ersten Jahren der Ehe diese Schuld von dem, was sie erübrigen können, abtragen müssen. Haben sie das endlich abgemacht, da dehnt sich schon das Haus und mehren sich die Ausgaben, und jede Ermahnung zum Sparen scheitert an dem unwiderleglichen Grunde: Wir können nicht! Wer unsern Dienstboten und jugendlichen Arbeitern auch nur kleine Beträge ihres Lohnes in der Sparkasse verwahren könnte, der würde ihnen eine nicht geringe Wohlthat erzeigen. Darauf hinzuwirken, müssen Herrschaften und Arbeitgeber stets bemüht sein. Freilich predigt man damit häufig tauben Ohren, doch darf man es deshalb nie aufgeben, anhaltend wiederholte Vorstellungen üben doch zuletzt einige Kraft aus. Und hat man es erst zu einem Versuche gebracht, geht es hernach leichter.

Wie mit dem Abschluß der Elementarschule von jeher ein bedeutamer Einschnitt ins ganze Volksleben verknüpft war, so muß es auch in industriellen Bezirken geschehen. Mit dem Austritt aus der Volksschule, also nach zurückgelegtem 14. Jahre, findet der Eintritt der meisten unsrer Mitbürger in das anspruchsvolle Leben der Erwerbsthätigkeit statt. Wo der Sohn nun mit dem Vater mitverdienen kann, da wandelt sich der kärgliche Zustand der Familie zum Bessern, und je nachdem die Kinder unsrer Arbeiter heranwachsen, mehrt sich auch die Einnahme des Hauses. Bei ihnen verhält es sich gerade umgekehrt, als beim Beamten und bei den Reichen. Denn während dort durch den Eintritt ins Jünglingsalter die Kinder die Einnahme des Hauses mehren, pflegen sie hier die Ausgabe des Hauses zu erhöhen. Denn jetzt erfordert die Vorbildung für ihren Beruf die größten Opfer der Eltern, während das Kind des Arbeiters seine Kräfte dem elterlichen Hause bringt und zwar bei normalen Verhältnissen jährlich in erhöhtem Maße. Diese Zeit sollte nun Ersatz geben für die Entbehrungen der Eltern während der letzten Schuljahre. Allein selten geschieht es.

Woher kommt es, daß in der Zeit, wo die Kinder unsrer Arbeiter oft durch ihren Arbeitslohn die Einnahme des Hauses

verdoppeln, ja verdreifachen, dennoch die Armuth im Hause heimisch bleibt oder wenigstens dann, wenn auch ein geringes Unwohlsein eintritt, die Familie sofort nach außerordentlicher Unterstützung verlangt? Der Ursachen dieser traurigen Erscheinung gibt es mehrere. Ein Theil der Familien kann die erhöhte Einnahme nicht vertragen. Es fehlt ihnen die moralische Kraft, die ungewohnte Mehreinnahme häuslicher zu verwenden. Damit soll gar nicht die lächerliche Wirthschaft, die im Uebermaße des Genusses alles vergeudet und leichtsinnig das Geld verzehrt, weil der folgende Tag wieder neue Einnahme verspricht, gemeint sein. Denn diese richtet sich selber und findet sich in allen Kreisen, obwohl der leichte Sinn der industriellen Bevölkerung insonderheit dazu neigt. Vergeubung und Verschwendung in grob sinnlicher Weise wird allenthalben die Familien zerrütten. Nein, wir wollen von solchen unverbesserlichen Subjekten absehen und die traurige Erscheinung, weshalb bei vielen sonst ordentlichen Arbeiterfamilien, wenn durch die Arbeit der heranwachsenden Kinder die Einnahme wächst, der Wohlstand dieser Familien nicht in demselben Maße wachse, weiter zu erklären suchen. Bei vielen ist es wirklicher Unverstand und eigenthümliches Ungeschick, mit Gelde umzugehen. Haben solche Leute etwas mehr in Händen, als gerade zu den nächsten Bedürfnisausgaben erforderlich ist, da pflegen sie eine Menge an Dingen, die zwar gut, aber doch entbehrlich sind, anzuschaffen. Es wird die Kleidung mehr fürs Auge, als fürs eigentliche Bedürfnis gesucht, desgleichen allerlei Hausgeräthe und äußere Einrichtung, die zwar nett und schön, aber im Grunde überflüssig sind. Daher kommt es, daß man zuweilen in Häusern vereinzelte Kleidungsstücke und Möbel finden kann, die zu den übrigen so wenig passen, wie eine goldene Kette zu dem zerlumpten Gewande des Bettlers. Oder die Personen sind im Sonntagskleide so wenig wieder zu erkennen, wie die Mitglieder einer Jahrmaktsbude in ihrem fantastischen Kostüme. Aehnlich pflegt es auch in Speise und Trank zuweilen zu sein. Es werden bei Gelegenheit darin Ausgaben für Dinge gemacht, die man in solchen Familien nicht erwarten sollte. So wird das Geld verausgabt, ohne daß von eigentlicher Verschwendung geredet werden kann.

Andere lassen den heranwachsenden Kindern zu viel Geld zur beliebigen Verwendung. Der Sohn zahlt z. B. den Eltern ein dürftiges Kostgeld, mit dem übrigen Gelde kann er aber nach Belieben schalten. Natürlich hat dann die Familie keinen Vortheil von der Arbeit der Kinder, im Gegentheile erleidet sie nur zu häufig Schaden. Denn die Kinder pflegen, bald mehr für sich zu gebrauchen, als ihnen nach Abzug des Kostgeldes übrig bleibt, und die Folge davon ist, daß sie den Eltern ihr ausbedungenes Kostgeld anfangs verkürzen, hernach wohl ganz unterlassen dasselbe zu zahlen, bis zuletzt das erwachsene Kind von den Eltern selber aus dem Hause gewiesen wird, sich ein anderes Kosthaus zu suchen. Diese bei unsern Arbeiterfamilien vielfach herrschende Unsitte, sich von den Kindern Kostgeld geben zu lassen, ist vielfach Ursache der Verarmung des Hauses und der Verwahrlosung der Kinder. Sich von seinen Kindern Kostgeld geben zu lassen, ist eins der unnatürlichsten Verhältnisse, es zerstört ganz und gar die Stellung der Eltern zu den Kindern. Dadurch wird letztern das Elternhaus entfremdet, ihre kindliche Abhängigkeit aufgehoben und betrachten sie sich nur als ein Mittel, aus welchen die Eltern Vortheil ziehen wollen. Da bedarf es nur eines kleinen Anstoßes, daß ein Theil den andern verläßt und auf eigene Hand lebt.

Die Eltern dagegen, welche den arbeitenden Kindern alles abnehmen, sich den vollen Lohn als ihnen gebührend jedesmal geben lassen, begehen häufig einen andern Fehler, der ebenfalls Kind und Eltern trennt. Es kann nur gelobt werden, wo das elterliche Ansehen so fest steht, daß kein heranwachsender Sohn und keine Tochter den Muth hat, seinen Wochenlohn anders als den Eltern gehörig anzusehen und daß sie denselben bis auf den Heller unweigerlich in die Hand des Vaters oder der Mutter legen. Solche Kinderzucht muß gepflegt werden. Allein Eltern dürfen es nicht blos dabei bewenden lassen, daß sie die Ausgaben ihrer erwachsenen Kinder selber in der Hand behalten und sorgfältig überwachen, wie auch die Anschaffungen für dieselben bestimmen und besorgen, sondern sie müssen ebenfalls dabei auf die Zukunft der Kinder ihr Augenmerk und ihre Fürsorge richten. Das geschieht dadurch, daß sie mit dem Gelde ihrer Kinder äußerst ge-

wissenhaft umgehen, dasselbe nicht etwa nur für sich verwenden, sondern auch für die spätere Selbständigkeit derselben verwahren. Das das Haus mit ernährende Kind muß wissen, daß sein mühsam erworbenes Geld nicht bloß von den Eltern absorbiert, sondern zugleich auch als eine spätere Mitgift angelegt werde. Da muß Vater und Mutter berechnen, wie viel und in welcher Weise kann von dem Gelde der Kinder zurückgelegt oder so verwendet werden, daß dieselben bei etwaiger Selbständigkeit und bei ihrem Austritt aus dem Elternhause eine Mitgift oder Beihilfe bekommen können. Wo das bedacht wird, da wird das Kind vertrauensvoll sein erworbenes Geld den Eltern einhändigen, denn es weiß, daß es ihm wohl verwahrt bleibt. Wo das aber nicht geschieht, sondern jeder Gewinn vom Kindererwerb eigenmächtig verbraucht wird, da wird es auch nicht fehlen, daß die auf ihre Selbständigkeit bedachten Kinder das sie auszunutzende Elternhaus widerwillig ansehen und bei nächster Gelegenheit Anlaß nehmen, ihre Lage zu verändern und die Eltern zu verlassen. Diese die Lage der arbeitenden Klasse erschwerenden häuslichen Verhältnisse können nicht durch die Gesetzgebung, und durch Einwirkung der Arbeitgeber nur theilweise abgestellt werden, müssen aber doch hervorgehoben werden als nicht geringe Schäden, die nur auf dem Wege der Belehrung, vornehmlich durch Kirche und Schule, allmählig ihre Abhilfe finden. Unserm Geschlechte ist überhaupt das richtige heilige Verhältniß, wie es nach Gottes Gebot zwischen Eltern und Kindern bestehen soll, verschwunden und kann nicht kräftig genug wieder zum Bewußtsein gebracht werden.

Bei Besprechung dieser häuslichen Zustände unserer Arbeiterbevölkerung muß noch ein anderer Schaden, welcher deren Familienleben vielfach stört, zur Sprache gebracht werden. Es sind das die Kostgänger, welche in Fabrikdistrikten bei einzelnen Arbeiterfamilien ihre Verpflegung finden. Gewöhnlich theilen sich diese Kostgänger in zwei Klassen. Die eine Klasse nimmt nur die Schlafstelle bei der Familie und kauft die Lebensmittel sich selber ein, welche alsdann für eine geringe Vergütung von der Haus-

frau zugerichtet werden. Die andere Klasse zahlt monatlich eine gewisse Summe und bezieht dafür eine Schlafstelle, Beköstigung und Wäsche. Beide theilen jedoch den Aufenthalt in der Wohnung mit der Familie. Wenn es nun vorkommt, daß der Hausherr seine Arbeit am Tage hat, während die Kostgänger die Nachtschicht haben, oder auch umgekehrt, so pflegt der junge fremde Kostgänger mit der Familie allein zu Hause zu sein, und kann es nicht fehlen, daß dieses Zusammensein beider zur Versuchung gereicht. Wir wollen die daraus fürs Familienleben erwachsenden Gefahren nicht weiter ausführen, weil sie zu nahe liegen. Noch bedenklicher wird ein solch enges Zusammenleben, wenn im Hause erwachsene Töchter sich befinden. Man kann das Halten von Kostgängern nicht geradezu verbieten, indem dadurch kinderreichen Arbeiterfamilien eine nicht geringe Erleichterung für den Haushalt zufließt, aber so weit die Arbeitgeber es vermögen, sollten sie doch ein wachsameres Auge darüber haben. Und das geht oft leichter als man glaubt, indem bei der Annahme fremder zugereister Arbeiter denselben gleich angedeutet wird, wo sie ein Kosthaus finden, dessen Familienleben eine sittliche Garantie gegen diese Gefahren bietet. Wo der Arbeitgeber selber Arbeiterwohnungen stellt, da liegt es auch in seinem Interesse, die sittlichen Zustände in denselben sorgfältig zu kontrolliren. Wo dagegen diese zugereisten Arbeiter in Häusern, welche außer der Aufsicht des Arbeitgebers liegen, sich niederlassen, da muß die Ortspolizei darüber zu wachen suchen. Aber auch im letzteren Falle kann vieles, was ordnungswidrig vorkommt, zur Kenntniß des Arbeitgebers gelangen, ohne den Schein der Spionage zu erwecken. Es muß die Reinheit des Familienlebens und ehelichen Glückes bei den Arbeitern vom Arbeitgeber aufs sorgfältigste ins Auge gefaßt werden. Denn jede Trübung oder gar Störung des Familienlebens wirkt schädlich auf die Leistung der Arbeiter und macht zuweilen den tüchtigsten Mann völlig unbrauchbar. Dieser Punkt muß um so mehr hervorgehoben werden, je mehr unsere Zeit geneigt ist, den Begriff der christlichen Ehe zu verflachen und zu untergraben. Und doch steht und fällt mit ihr alle Volkswohlfaht, bleibt sie nach Gottes Ordnung der Grund, auf welchem sich das irdische Glück und

Wohlergehen des Einzelnen, wie aller Stände und der ganzen Gesellschaft aufbaut. Sie ist die Bildungsstätte jeder Mannes- und Frauentugend und die Pflanzstätte aller bürgerlichen Ordnung. Die hohe Bedeutung und die Herrlichkeit einer auf Gottes Gebot gegründeten und in seinen Wegen einhergehenden Ehe allen Ständen zum lebendigen Bewußtsein zu bringen, bleibt Pflicht aller, welche zur Hebung unseres Volkes mitzuwirken sich berufen fühlen. In der Reformation des ehelichen Lebens liegt der erste Anfang zur Heilung unserer sozialen Schäden.

5. Frauenarbeit und Arbeiterfrauen.

In letzter Zeit hat man vielfach in den Frauen die Stütze suchen zu müssen geglaubt, welche gestärkt werden müsse, um unserer an tausend Wunden kränkelnden Gesellschaft aufzuhelfen. Und nicht mit Unrecht. Denn der Einfluß des Weibes auf die physische und geistige Entwicklung unseres Volkes kann nicht hoch genug veranschlagt werden. Obgleich man auch hierin dem Weibe oft zu viel zugemuthet haben mag — denn die heil. Schrift hebt nirgends den regenerirenden Einfluß desselben so stark hervor, wie viele in unserer Zeit pflegen, sondern setzt den Mann als des Weibes Heiland —, so kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß gerade bei der arbeitenden Klasse die Frau eine Stellung eingenommen hat, die sie so ziemlich zur Herrin des Hauses macht. Denn sie ist es, welche gewöhnlich die Kasse hat und vom Manne den Arbeitslohn vertrauensvoll unge schmälert ausgehändigt bekommt, daß derselbe die für seine Bedürfnisse erforderlichen Groschen einzeln wieder gezählt erhält. Sie bestreitet daher nicht bloß alle Einkäufe und Ausgaben, sondern sie vertritt auch das Haus nach außen hin, indem sie gewöhnlich, in der Rede geübter als der Mann, die Gänge thut und Vorstellungen macht, je nachdem die häuslichen Verhältnisse dergleichen fordern. Auch ist das ganz natürlich, weil, sobald der Mann es thun wollte, seine Arbeitszeit unterbrochen und dadurch die Einnahme des Hauses geschmälert werden würde. Ebenso liegt die Pflege und Erziehung der Kinder fast ganz in ihrer Hand, weil der Mann seine Kinder meistens die ganze Woche hindurch kaum zu sehen Gelegenheit

findet. Morgens, wo er zu seinem Tagewerk geht, wie Abends, wenn er wiederkehrt, liegen dieselben in süßer Ruhe. So geben die Verhältnisse der Frau von selber eine hervorragende Stellung im Hause. Und man darf wohl sagen, daß die bevorzugte Stellung der Frau den meisten Häusern unserer Arbeiter wohlthut und zum Segen gereicht. Denn der Beispiele, wo ein Hauswesen durch Schuld der Frau verkommt, gibt es doch im großen Ganzen nicht so viele. Die Stellung der Frau fordert aber auch, daß die Vorbildung derselben darnach angethan sei, daß sie als Hausfrau eines Arbeiters den Ansprüchen genüge, welche diese häuslichen Verhältnisse an sie stellen. Daher sagen wir in Würdigung der vorliegenden Zustände aus voller Ueberzeugung: Gebt unsern Arbeitern tüchtige Frauen und ihr werdet ihr Loos außerordentlich verbessern. Unter „tüchtigen Frauen“ verstehen wir jedoch keineswegs etwa eigens für diesen Zweck vorgebildete und für ihre künftige Bestimmung vorgeschulte Mädchen, sondern wollen nur das weibliche Geschlecht in der für eine sorgsame Mutter und Hausfrau erforderlichen Tugend und Tüchtigkeit erzogen wissen. Ein frommer Sinn und züchtiges Wesen siehe hier wie bei jeder anderen Frau obenan, dann Geschick in Besorgung der häuslichen Geschäfte, daß sie verstehe mit wenig Gelde gut und schmackhaft zu kochen, die Wäsche in Stand zu halten, die kleinen Löcher an Kleidungsstücken zu flicken und zu stopfen, die Zimmer rein zu erhalten und womöglich die Nadel so geschickt zu handhaben, daß Schneider und Näherin aus dem Hause möglichst fern bleiben. Außer diesen Fertigkeiten ziere sie der dem Weibe eigenthümliche Takt und Geschmac, ihren eigenen Leib rein und sauber zu halten, daß trotz aller Arbeit das Auge des Mannes sich an ihrem Anblick erfreue. Eine Frau, die ihr Aeußeres verkommen läßt, kann bei aller sonstigen Geschicklichkeit sich unvermerkt den Mann entfremden. Hier thut es nicht die schöne Kleidung, sondern die saubere, schmucke Einfachheit des Anzuges. Wehe der Frau, welche im Ehestande den Gürtel der Venus, den Liebreiz weiblicher Anmuth ablegen zu können meint, sie bereitet dadurch ihrem ehelichen Glück mit eigener Hand einen großen Schaden.

Um solche Tüchtigkeit den Frauen unserer Arbeiter zu gewinnen, bedarf es einer besonderen Pflege derselben in den Jahren, wo sie zu Jungfrauen heranblühen. Die Beschäftigung der Mädchen in Fabriken muß daher durchaus in engere Grenzen geschlossen werden. Wollen wir gesunde Mütter, umsichtige Hausfrauen und fleißige Wirthschafterinnen haben, so darf kein Mädchen, wenigstens kein gesundes und wohlgestaltetes, zwischen dem 14. und 18. Jahre zu Fabrikarbeit verwendet werden. Zwar werden einzelne Fabrikherren und unverständige Eltern, die aus der Arbeit dieser Kinder Vortheil zu ziehen gelüsten, über diese Forderung wie über eine Ungerechtigkeit aufschreien, aber sie kann ihnen nicht erspart werden. Es thut jedem menschenfreundlichen Herzen wohl, zu vernehmen, daß es in unserm Vaterlande Fabrikherren gibt, welche die Bitte gesunder und wohlgestalteter Jungfrauen um Fabrikarbeit geradezu ablehnen, weil dieselben ihnen dafür zu gut sind. Denn wer da bedenkt, daß zur physischen Kräftigung unseres Geschlechts mehr die Mutter als der Vater beiträgt, ferner daß die eigentliche Kindererziehung bei unsern Arbeitern vorherrschend in der Hand der Mütter ruht, der wird auch darauf dringen, daß die physische und sittliche Ausbildung des weiblichen Geschlechts mit besonderer Sorgfalt gepflegt werde, damit wir gesunde Mütter und wirthschaftliche Hausfrauen bekommen und durch sie eine kräftige, wohgepflegte Generation heranwachse. Es ist aber bekannt und bedarf keines weiteren Nachweises, daß die einseitige Beschäftigung eines Mädchens in Fabriken während der Uebergangsjahre, sei es am Spulrade, oder an der Spindel, oder am Schleifsteine, oder am Zigarrentische zc. ihrer physischen Ausbildung zu einer gesunden Mutterschaft schadet. Es ist hier nicht der Ort, physiologisch nachzuweisen, wie die weibliche Organisation gerade in den Jahren der Pubertät durch dergleichen Beschäftigung großen Nachtheil erleidet, der bleichsüchtige Anblick der meisten unserer Fabrikarbeiterinnen belehrt uns täglich, woher unser skrophulöses Geschlecht kommt. Doch das nicht allein, sondern die Mädchen werden in den Jahren jeder Anleitung zur weiblichen Hausarbeit entzogen, während die in Fabriken gemischtellungsgebung ihre fernsten Triebe unnatürlich verfrüht. So treten sie dann unreif

in die Ehe, verstehen weder die Haushaltung, noch haben sie Lust und Gefallen an dem, was einer Hausfrau zukommt. Statt des erwarteten ehelichen Glücks zieht Krankheit und Nahrungsforge ins Haus. Die Hausfrau versteht weder schmackhaft zu kochen, noch das Geld zusammen zu halten, noch die kleinen Löcher an den Kleidungsstücken zu stopfen. Ihre ganze häusliche Arbeit erscheint ihr unvortheilhaft, weil sie ihr kein baares Geld, was sie sonst für ihre Arbeit zu empfangen gewohnt ist, einbringt. Das ist eben ein nicht geringer Nachtheil der frühzeitigen Fabrikarbeit des weiblichen Geschlechts, daß es nämlich seine Arbeit nur nach dem, wie viel dieselbe baares Geld abwirft, schätzt, während Frauenarbeit im Hause viel mehr erwirbt, als der reichlichste Tagelohn einzubringen vermag. Wo Mann und Frau zusammen ausgehen zu arbeiten, wird im Hause stets die Armuth auch beim schönsten Tagelohn regieren. Denn alle Arbeit, welche sonst die Hausfrau im Hause verrichtet, wird außer dem Hause verfertigt, mehr Geld aus dem Hause getragen, als beide Eheleute im Stande einzubringen sind. Beide arbeiten sich müde und bringen doch nichts vor sich, der Mann klagt die Frau und diese wieder den Mann an, und beide betrachten ihr eheliches Zusammensein nur als eine gegenseitige Last, wenn nicht gar als ein unerträgliches Uebel, dessen sie sich bei nächster Gelegenheit zu entledigen suchen. Zwar kann nicht geleugnet werden, daß baares Geld große Vortheile und seine Verwendung der persönlichen Freiheit hinlänglichen Spielraum gewährt, aber es ist geradezu eine Ueberschätzung desselben und setzt eine nicht geringe Verblendung voraus, wenn man die Lohnarbeit einer Mutter und Hausfrau außer dem Hause ihrem häuslichen Wirken vorzieht. Dieselbe bringt am meisten ein, sobald sie sorgsam ihrem eigenen Hause vorsteht. Höchstens darf sie, sobald ihr Haushalt es gestattet, häusliche Arbeit bei anderen Haushaltungen oder derartige Handarbeiten, welche sie nebenbei für andere im eigenen Hause, wie nähen, stricken, waschen u. dgl. verrichten.

Im Hinblick auf die Gefahren, welche der Gesellschaft aus der Beschäftigung heranwachsender Mädchen in Fabriken drohen, haben schon einzelne Kreisynoden in industriellen Bezirken — und

Fabrikherren sind darauf eingegangen — den Beschluß gefaßt, daß Mädchen wenigstens zwischen dem 14. und 16. Jahre zu keiner Fabrikarbeit herangezogen, sondern dafür in Haushaltungen untergebracht werden sollten, damit sie daselbst eine ihrer Natur entsprechende Beschäftigung und zugleich eine Vorbildung zur Führung eines eigenen Haushaltes erhielten. So löblich auch diese Bestrebungen sein mögen und als eine schöne Erscheinung in unsrer gewinnstüchtigen Zeit begrüßt werden müssen, so bleiben sie doch nur vereinzelt und von dem Wohlwollen einzelner abhängig. Allein wir sehen doch darin, wie ein lange übersehenes Gebrechen aufgedeckt und seine Abhülfe versucht wird. Daher sollte die Gesetzgebung solche Fingerzeige beachten und den Rathschlägen jener Synoden ihre Aufmerksamkeit schenken, damit endlich ein Uebelstand, der tiefer in die Volkswohlfahrt eingreift, als man beim ersten Blick vermuthet, gehoben und der Verkümmernng so vieler künftiger Mütter und Hausfrauen ein Ziel gesetzt werde. So lange das nicht geschieht, so lange wird der sonst kräftige Arbeiterstand Deutschlands einer traurigen Schwächung und Entkräftung entgegen gehen. Dieser Gegenstand gehört zur öffentlichen Gesundheitspflege. Auch liegt im Grunde die Heranziehung der Mädchen zur Fabrikarbeit weniger in der Armuth der Familien, als in der Gewinnsucht der Arbeitgeber, welche wohl berechnen, daß der Arbeitslohn dieser heranwachsenden Jungfrauen ihnen viel wohlfeiler zu stehen kommt, als wenn sie andere Kräfte dazu verwenden würden.

Voreilich wäre es, wollte man aus dem, was über die Heranziehung des weiblichen Geschlechts zur Fabrikarbeit bisher gesagt ist, folgern, als ob jede derartige Arbeit dem Weibe nicht zustehe. Nein, im Gegentheil muß dieser Erwerb ihm offenstehen. Allein wir wollen nur, daß solcher Erwerb nicht bis dahin ausgedehnt werde, wo derselbe einen schädlichen Rückschlag auf die zukünftige Generation auszuüben beginnt. Die naturgemäße Bestimmung des weiblichen Geschlechts ist und bleibt, Frau und Mutter zu werden. Auch liegt dieses Bewußtsein jedem Mädchen so tief ein, daß sie meist alle andere Beschäftigung nur als eine vorübergehende Erwerbsquelle, als ein Durchgangsstadium ansieht,

woraus sie bereitwillig tritt, sobald sich ihr die Pforte zum Ehestande aufthut. Die Zahl derer, welche nicht bereit wären, selbst eine sorgenlose, unabhängige Stellung gegen eine Verehelichung mit ihrer dunkeln Zukunft zu vertauschen, bleibt immer klein. Daher können wir auch auf die in neuester Zeit in öffentlichen Blättern und zahlreichen Zusammenkünften vielfach ventilirte Frage über Frauenarbeit, welche fast krankhaft auf die Eroberung so vieler bisher nur für Männer zugänglicher Aemter und Beschäftigungen ausgeht, kein so großes Gewicht legen. Es wäre Thorheit, dem Weibe die Fähigkeit absprechen zu wollen, sich die Kenntnisse und die Fertigkeiten, die der Mann erwirbt, nicht auch aneignen zu können. Was diese Möglichkeit betrifft, so möchte wohl keine Wissenschaft so tief und keine Fertigkeit so kunstvoll gefunden werden, welche der Geist des Weibes nicht auch ergründen und seine Hand nicht auch ergreifen könnte. Wahrscheinlich wird gegenwärtiger Zeitströmung zufolge eine Anzahl von Aemtern und Beschäftigungen, welche bisher nur für ein Privilegium des Mannes galten, dem weiblichen Geschlechte zugänglich werden. Allein ob dadurch für die Gesellschaft ein Gewinn erwachsen möchte, das erscheint sehr zweifelhaft. Es werden sich Gelegenheiten genug bieten, um diese thatendürstigen Frauen zu placiren, doch weniger deshalb, weil dieselben in ihren Arbeiten gediegener, sondern weil sie dem Arbeitgeber wohlfeiler erscheinen. Denn die Vorstellung, daß Frauenarbeit weniger theuer, als die der Männer sei, wurzelt bis jetzt zu stark im Volksbewußtsein, indem der Arbeitslohn nicht bloß nach der Leistung, sondern eben so sehr auch nach den Bedürfnissen des Arbeiters veranschlagt zu werden pflegt. Zuletzt aber überwiegt das Naturgesetz, wonach das Weib dem Hause gehört, alle die goldenen Berge, welche der Frauenarbeit so eifrig in Aussicht gestellt werden. Bietet sich dem Weibe eine seiner Neigung entsprechende Partie, so wird es das Amt oder seine einträgliche Beschäftigung gern daran geben, oder ließe sich dieselbe mit ihrer Ehe vereinigen, da könnten wir die seltsame Erscheinung haben, daß die Frau zur Ernährerin des Hauses würde und der Mann vielleicht die Rolle der Hausfrau übernehme. Daher können wir alle die hohlen Deklamationen, das Weib habe

noch eine andere Bestimmung als Kinder zu gebären und aufzuziehen, nur für eitel hohles Gerede erklären. Wer da meint, daß mit der Großjährigkeit ihrer Kinder eine Mutter ihre Pflichten vollendet habe, so daß sie sich nun noch einer andern Thätigkeit außer dem Hause widmen solle, der zeigt damit, wie er nicht die geringste Ahnung von der Herrlichkeit der christlichen Ehe habe. Darnach wäre also eine kinderlose Gattin sofort angewiesen, sich eine lohnende Stellung in einem Komptoir, oder Bureau, oder bei einem Post- oder Telegraphenamte zu suchen, damit sie statt der ihr versagten Mutterpflichten der Menschheit in andrer Weise diene. Sucht sie Beschäftigung, so mag sie solche bei der innern Mission suchen, daselbst kann sie in uneigennützigster Weise einen ihren Kräften entsprechenden Wirkungskreis finden, wofür freilich kein klingender Lohn für sie abfällt, aber die Engel Gottes wohlgefällig auf sie herabblicken. Doch die so eifrig begonnenen Bestrebungen für Frauenarbeit werden sich schon allmählig abklären, nur wünschen wir, daß der etwaige Niederschlag davon nicht gar zu vieles Herzeleid und bittere Täuschungen enthalten möge. Die Mehrzahl derer, welchen es gelingen wird, eine bisher nur von Männern innegehabte Position zu erringen, wird ihre Errungenschaft meist mit Darangabe ihrer Weiblichkeit behaupten können. Welchen dieses Opfer ein geringer Preis zu sein dünkt, die mögen es wagen, die Gesellschaft aber wird wenig Gewinn davon haben, wenn ein Theil unserer Frauen, und zwar der thatkräftigsten, sich der naturgemäßen Bestimmung, „eine Gehülfin des Mannes zu sein“, entzieht. Fern sei es, damit etwa die Institute, welche in neuerer Zeit sich zur Ausbildung von Töchtern für einzelne Erwerbszweige aufgethan haben, verwerfen zu wollen. Denn diese Institute dienen durchaus einem schönen Zweck, indem sie eine nicht geringe Anzahl unserer Jungfrauen nicht nur intellektuell ausbilden, sondern sie zugleich auch zu Gehülfinnen des Mannes vorbilden. Wie kann doch z. B. eine kaufmännisch vorgebildete Frau ihrem Manne in seinem Geschäfte, bei dessen Begründung es oft recht knapp und klein hergehen muß, durch ihre Mithülfe manche Arbeit erleichtern und fremde Hände ersparen, oder in einzelnen Fällen seine Abwesenheit ersetzen. Dasselbe läßt sich

von vielen andern Aemtern und Berufsarten sagen. Auch muß es durchaus hervorgehoben werden, daß dergleichen Institute in richtigem Takt zugleich Anleitung und Unterricht in rationeller Wirtschaftsführung gewähren, was für Stadt und Land einen gleich großen Vortheil bietet. Wir können nur wünschen, daß diese Anstalten bei unserm Volke immer mehr Aufnahme fänden, damit endlich auch der Ernst der Arbeit denjenigen unserer Töchter, welche ihre schönen Jugendjahre in vielgeschäftigem Müßiggang verbringen und vertändeln, nahe gebracht werde, und sie später, wo der Ehestand ihnen die schale nackte Wirklichkeit des Lebens vor Augen stellt, weder den Mann zu großen sogenannten standesmäßigen Ausgaben veranlassen, noch auch vor dem ihnen entgegentretenden Kampfe mit der ernstesten Wirklichkeit des Lebens scheu und kleinmüthig zurückschrecken, sondern denselben aufzunehmen sich muthig und besonnen zur Seite des Mannes stellen. So zeigen sie sich als ebenbürtige Nachkommen der heldenmüthigen deutschen Frauen, die ihre Männer todesmuthig in den Kampf zurückführten.

6. Die jugendlichen Arbeiter.

Obwohl diese Andeutungen über gegenwärtige Bestrebungen für Frauenarbeit zu unserm gestellten Thema nicht direkt gehören, konnten wir es uns doch nicht versagen, auch in dieses Gebiet ein wenig abzuschweifen, zumal durch dieselben eine neue Arbeiterklasse auf die Bühne unserer Zeit möglicherweise geführt werden kann. Kehren wir zu den jugendlichen Arbeitern zurück. Während wir das weibliche Geschlecht vom 14. bis 17. oder 18. Lebensjahre von der Fabrikarbeit ausgeschlossen wissen wollen und dafür den Schutz der Gesetzgebung verlangen, nehmen wir fürs männliche Geschlecht keine derartige Vergünstigung in Anspruch. Der Knabe, welcher bis zum vollendeten 14. Lebensjahre die Schule besucht und ihr Ziel erreicht hat, trete sofort in eine seinen Kräften entsprechende regelmäßige Arbeit. Wie die Bergbau-Gesetzgebung dem Knaben keine Arbeit unter der Erde vor zurückgelegtem 16. Jahre gestattet, sondern derselbe vom 14. bis 16.

Jahre auf der Erde beschäftigt werden soll, ähnlich muß in allen Fabriken darauf gehalten werden, daß in diesen Jahren den Knaben keine Arbeit zugemuthet werde, die zwar lohnender, aber für ihre Gesundheit und Entwicklung schädlich und nachtheilig ist. Wohl mag das 16. Lebensjahr hier in jedem einzelnen Falle nicht stets maßgebend sein, doch als allgemeine Regel kann es immerhin gelten. Unter einer den Kräften nicht entsprechenden Arbeit verstehen wir nicht allein die Ueberbürdung durch harte und schwere Arbeit, wozu die Kraft eines starknochigen Erwachsenen gehört, sondern ganz besonders die Länge der Arbeitszeit. Wie der leichte Wassertropfen durch lang anhaltendes Herabfallen den harten Stein aushöhlt, so kann auch eine kinderleichte Arbeit durch zu lange Ausdehnung der Arbeitszeit die für eine gesunde Entwicklung schädlichsten Folgen nach sich ziehen. Dieselben sind um so nachtheiliger, je allmäliger und unmerklicher sie den Leib schwächen und den Geist abstumpfen. Es ist ja bekannt, wie jede einseitige Beschäftigung, sobald sie stetig wiederkehrend geübt wird, einen fast umbildenden Einfluß auf unsern Körper ausübt, und das um so sicherer und nachhaltiger, je zarter und unentwickelter sein Knochengeriüst noch ist. Daher gebührt den jugendlichen Arbeitern eine möglichst wechselnde Beschäftigung, und wo das nicht geschehen kann, keine zu lange ausgedehnte. Die beste Ergänzung einer einseitig den Körper in Anspruch nehmenden Arbeit, würde das Turnen gewähren. Daß dasselbe in unseren Elementarschulen ein obligater Unterrichtsgegenstand geworden ist, kann nicht genug anerkannt werden. Wollten unsere Industriellen für Kräftigung und Erhaltung ihrer Arbeiter rechtsschaffen Sorge tragen, so würden sie nicht ermangeln, wenigstens für die jugendlichen Arbeiter Turnplatz und Turngeräthe herzustellen, Vorturner und Turnlehrer würden jetzt sich ungesucht finden, ebenso würde dadurch auch keine Arbeitsstunde verloren gehen, indem besonders die Zeit am Schlusse der Arbeit, wenigstens im Sommer, dazu verwendet werden würde. Wer über diesen Vorschlag lächelnd den Kopf schüttelt, der verräth nur, wie er weder den heilsamen Einfluß des Turnens auf Leib und Gemüth kennt, noch für die gesunde Entwicklung seiner Arbeiter ein Auge und Herz hat. Der eigne

Vorthail, der aus einem gesunden Arbeiterstande erwächst, sollte eigentlich jeden Arbeitgeber darauf achten lassen, wie er gerade die gesunde Entwicklung seiner jugendlichen Arbeiter befördere und unterstütze. Wer das nicht bedenkt, fügt seinem Geschäft selber einen nicht geringen Schaden zu. Denn je mehr die durch einseitige Arbeit bedrohte Elastizität des jugendlichen Arbeiters erstarrt, desto mehr verliert sich auch der jugendliche Frohsinn und mindert sich die Arbeitslust. In der Nichtbeachtung dieser Wahrheit haben wir einen Grund der Unzufriedenheit, die durch unsern Arbeiterstand geht, mitzufuchen. Ebenso erklärt sich daraus auch zum Theil die wilde Noheit und Ausgelassenheit besonders der jugendlichen Fabrikarbeiter. Der einseitig in seiner Muskulatur angestrengte Leib drängt von selber die alltägliche Einerleiheit der Arbeit zu korrigiren. Wo ihm dazu keine geordnete Gelegenheit geboten wird, da wird sie in ungeordneter Weise durch wilde Ausgelassenheit gesucht. Und das durch die gleichartige Wochenarbeit verstimimte Gemüth soll dann durch spirituöse Aufregung erheitert werden. Wir sind weit entfernt, die Gemüthsstimmungen in materialistischer Weise vom materiellen Stoffe abhängig machen zu wollen, wo zuletzt die Moral zu einer Diätetik herabgesetzt wird, aber das müssen wir betonen, daß dies seelische Leben genau mit dem somatischen korrespondirt und beide in beständiger Wechselwirkung stehen. Hieher gehört auch der Gesang, welcher bei den meisten Naturvölkern sich während einer einförmigen Beschäftigung oft in der monotonsten Weise erhebt. Wie der Araber sein Kameel und der Fuhrmann seinen Gaul durch Gesang oder Geläute munter und eifrig zu machen sucht, so ähnlich auch der Mensch. Man achte auf Matrosen, auf Soldaten, auf Schnitter u. s. w., wie sie durch Gesang die Einflüsse der Einförmigkeit ihrer Beschäftigung auszugleichen und ihr Gemüth in heiterer Stimmung zu erhalten verstehen. Dasselbe wird auch bei unsern Fabrikarbeitern der Fall sein. Gewöhnlich aber ist ihnen dieses natürliche Erweiterungsmittel untersagt. Warum? weil man darin eine Vernachlässigung der Arbeit fürchtet. Im Gegentheil, der Gesang steigert ihre Arbeitslust, zumal unser deutsches Volk eine von Natur starke Gesangslust besitzt. Es kommt nur darauf

an, daß man diese Gesangslust pflege und veredele, so wird dieselbe richtig geleitet zu einem Faktor werden, der manchen bösen Dämon aus unseren Werkstätten verscheucht und dazu beiträgt, daß die Arbeit munter fortgehe. Gesangsvereine unter seinen Arbeitern ins Leben rufen und sie wohlwollend unterstützen, das heißt, ihre Stimmung erheitern, ihre Zusammengehörigkeit befördern und die Eintönigkeit ihrer Arbeit sie vergessen machen. Wir haben der schönen, geselligen, patriotischen und volksthümlichen Lieder eine so große Anzahl, daß ihre Auswahl nicht schwer sein kann. Es gibt Tuchfabriken, wo die Arbeiterinnen konfessionell gesondert sind, um also ihre eigenthümlichen Lieder ungestört bei der Arbeit singen zu können. Freilich möchte sich eine derartige Sonderung in einer konfessionell gemischten Bevölkerung nicht immer herstellen lassen, auch bedarf es ihrer nicht, indem wir edle Gefänge genug besitzen, welche Katholiken und Protestanten mit gleicher Lust singen. Die in einer größeren Fabrik wohlgepflegten Gesangsvereine werden zu einem bindenden Mörtel, der die einzelnen Theilnehmer daran gegenseitig so vereinigt, daß sie nicht nur ihre freien Stunden zur Uebung ihrer Kunst gern benutzen, sondern auch einander bei Leid und Freude, ja noch am Grabe ihres Herzens Empfindungen theilnahmsvoll in harmonischen Tönen ausdrücken. Es bleibt daher zu bedauern, daß die Kunst des Gesanges von so vielen Industriellen als ein Feind ihrer Interessen angesehen wird, während sie doch gerade dieselbe zu ihrem Verbündeten machen sollten, welcher manchen trüben Schatten von ihrem, wie von der Arbeiter Antlitz zu verscheuchen vermag.

Doch wenden wir uns wieder zur Arbeitszeit für jugendliche Arbeiter. Daß ein Knabe von 14 und mehr Jahren seine 10 bis 12 Stunden bei der Arbeit aushalte, sofern dieselbe seinen Kräften entspricht, kann niemand für eine Ueberbürdung ansehen. Muß doch jeder Lehrling bei seinem Handwerksmeister wenigstens ebenso lange an der Hobelbank oder auf dem Schusterschemel aushalten, obwohl derselbe den oft getadelten Vortheil genießt, daß seine Kräfte durch Verwendung zu häuslichen Arbeiten dem schäd-

lichen Einfluß seiner sonst einförmigen Beschäftigung weniger ausgeübt zu sein pflegen. Doch die Arbeitsstunden in den Fabriken beschränken sich häufig nicht auf 10 bis 12 Stunden, sondern werden, sobald das Fabrikat gesucht wird, ungebührlich ausgedehnt, daß der Tageschicht noch eine Nachtschicht folgt. Daß eine Nachtschicht gehalten werde, läßt sich nun bei einzelnen Industriezweigen, wie beim Bergbau, Eisenwerken, selbst bei Zuckerfabriken und Brennereien nicht vermeiden. Auch finden wir's nicht so anomal, wenn eine Doppelschicht von einem erwachsenen Menschen dann und wann geleistet wird. Gewöhnlich pflegt da, wo Tag und Nacht gearbeitet werden muß, die ganze Belegschaft sich wöchentlich in die Tags- und Nachtschicht abwechselnd zu theilen und nur, wo die Arbeit drängt, läßt man alle oder einzelne durcharbeiten. Es bleibt jedoch fraglich, ob ein Arbeiter, der ausnahmsweise seine Arbeitszeit in einer Woche auf täglich 16 Stunden ausdehnt, nicht ebenso viel, wenn nicht mehr schaffe, als wenn er die Woche dreimal Tag und Nacht durcharbeitet. Denn eine durcharbeitete Nacht wird immer auf die Arbeit des darauf folgenden Tages eine weniger fördernde Rückwirkung ausüben. Ebenso wird eine öftere und länger wiederholte Ausdehnung des Tagewerks auf die folgende Nacht zwar einen schönen Lohn abwerfen, aber selbst der höchste Lohn wird zuletzt in keinem Verhältniß stehen zu dem Preise, welchen der Arbeiter hinsichtlich seiner Gesundheit und seiner Lebensdauer dafür einsetzt. Wer die Kraft und Frische seiner Arbeiter erhalten will, der verschone sie möglichst mit Tag- und Nachtschicht und nehme ihre Kräfte nur dann auch für die Nacht in Anspruch, wenn es die Noth unerbittlich verlangt. Zwar übertrifft der Mensch jedes andere Geschöpf an Ausdauer in der Arbeit, aber unter den Menschen übertreffen darin wiederum diejenigen alle andern, deren sittliche Willenskraft mehr gefördert und gestählt ist. Da aber diese Willenskraft bei der Mehrzahl unserer Arbeiter wenig vorausgesetzt werden kann, so muthet man ihnen bei häufig eintretender Tag- und Nachtarbeit eine Anstrengung zu, welcher sie nicht gewachsen sind. Zwar werden sie in der Aussicht auf den erhöhten Lohn sich dieser Anstrengung unterziehen, aber ihre Leistungsfähigkeit wird vorzeitig gebrochen,

und Männer in den mittleren Jahren gehen steif und ungelentig, ja stumpf und theilnahmslos gleich abgetriebenen Droschkengäulen einher. Das sind die Folgen häufiger Nacharbeiten auf vorangegangene Tagsarbeit. Wer seine Arbeiter auch nur als werthvolles Material ansieht, wird auf ihre Schonung und Konservirung Bedacht nehmen.

Allein gewissenloser und unverzeihlicher ist es, wenn jugendliche Arbeiter ihre Arbeitszeit über Gebühr bis Mitternacht oder gar bis zur Morgenstunde ausdehnen und den anbrechenden Tag mit seinem Tagewerk, ohne Nachtruhe gehabt zu haben, in derselben Werkstätte begrüßen müssen. Zwar ist's richtig, daß die zu jeder Arbeit erforderliche Elastizität der Muskulatur sich in jüngeren Jahren durch einige Stunden Schlaf schnell ersetzt, aber eben so richtig ist es, daß die allgemeine Sucht, die Schlafstunden möglichst lang auszudehnen, bei unsern halbwüchsigen Söhnen nicht bloß von einer tadelnswerthen Trägheit, sondern mehr noch von einer Naturnothwendigkeit herrührt. Ähnliches zeigt sich in den Jahren auch beim Essen und Trinken, ohne daß ihnen immer Genußsucht vorgeworfen werden darf. Der Körper verlangt gerade in diesen Jahren des Uebergangs zum Jünglings- und zum Mannesalter einer besondern Unterstützung durch Ruhe und Nahrungsmittel, um das erforderliche Ebenmaß aller Kräfte zu erzielen. Auf einer Seite bedürfen sie der Uebung, ja Abnutzung ihrer schwellenden Kräfte, während sie auf der anderen Seite eben so sehr der Zuführung und des Ersatzes ihrer absorbirten Kräfte durch Nahrung und Ruhe bedürfen. In richtiger Erkenntniß dieses Zustandes hat daher die Gesetzgebung schon längst jede maßlose Ausdehnung der Arbeitszeit bei jugendlichen Arbeitern verboten und ist der Ueberspannung ihrer Kräfte sorgsam entgegen getreten. Allein wie wenig pflegt dieser gesetzliche Schutz respektirt zu werden. Bei allen dergleichen vorsorglichen Gesetzen möchte man in die Klagen über die Macht des Kapitals einzustimmen versucht werden. Denn diese Macht weiß in klüglicher Weise alle diese den jugendlichen Arbeiter schützenden Gesetze zu umgehen. So lange die Handhabung derselben nicht aufs strengste überwacht wird, so lange bleiben sie unwirksam. Denn wer soll

ihre Uebertretung vors Forum der Gerechtigkeit ziehen? Der Arbeitgeber? Die Uebertretung wird zu seinem Vortheil veranlaßt. Der Arbeiter? Der zieht das Geld für diese Uebertretung, und willigt er nicht dafür ein, so wird er entlassen. Oder die Eltern des jungen Arbeiters? Ihr Unverstand freut sich, daß des Kindes zarte Kräfte für einige Groschen geschwächt werden. Wir verlangen deshalb vom Staate, daß er Mittel und Wege finde, seinen prophylaktischen Arbeiterbestimmungen den erforderlichen Nachdruck zu geben, daß ihre Umgehung möglichst verhindert werde. Hier ist nicht der Ort zu denuncziren, aber eine Aufdeckung der Uebelstände unserer Industriebezirke in diesem Stücke könnte nur zur Wohlfahrt vieler dienen und würde die Klage über die Macht oder vielmehr über den Mißbrauch des Kapitals von einer ganz anderen Seite her, als gewöhnlich geschieht, rechtfertigen.

7. Arbeit und Feier.

Mit der Arbeitszeit hängt die Sonntagsheiligung eng zusammen. Denn jede Mitbenutzung des Sonntags zur gewöhnlichen Arbeit ist eine der härtesten Ausdehnungen der Arbeitszeit. Denn „dieser Tag des armen Mannes“ muß ihm auch durchaus erhalten bleiben; wer ihm seinen ruhigen Genuß verkümmert, der beraubt ihn eines seiner heiligsten Rechte. Mögen viel gelezene Blätter in frivolster Weise darüber wie über eine Absurdität spötteln, daß in sieben Wochentagen nicht mehr als in sechs Tagen gearbeitet werden sollte, so behält doch der atheisistische und sozialistische Proudhon recht, wenn er schreibt: „Es steht fest, daß man da, wo der Sonntag nicht mehr geachtet wird, nicht mehr, sondern vielleicht noch weniger arbeitet.“ Dieses Zeugniß aus diesem Munde sollte doch alle jene Lästerzungen endlich einmal nachdenklich machen. Was der Sonntag allein für die Reinlichkeit, Gesundheit und Kräftigung unseres Volkes und damit für dessen Leistungsfähigkeit heilsam wirkt, das kann gar nicht genug gerühmt werden. Man denke sich nur, der Sonntag würde aufgehoben oder auf je den 12. oder 14. Tag verlegt! Die Rein-

lichkeit in unsern Häusern, an unserm Leibe und an unsern Kleidern würde augenblicklich den empfindlichsten Eintrag erleiden. Freilich würde ein Theil unserer Städter und Müßiggänger bei ihrer Wohlhabenheit wenig davon merken, indem von ihnen schon jeder Tag wie ein Feiertag behandelt zu werden pflegt. Allein die große Masse unseres Volkes würde der Reinlichkeit und Sauberkeit mehr und mehr entfremdet und allen den daraus resultirenden Folgen hingegeben werden, wenn nicht der liebe Sonntag mit aller Macht der von den Vätern ererbten Sitte gemäß, welche stärker als das Gesetz ist, sie jeden siebenten Tag nöthigte, nach Kräften Wohnung und Leib vom Wochenschmutz zu reinigen. Diese regelmäßige Wiederkehr des Sonntags übt schon von dieser Seite her den heilsamsten Einfluß auf unser Volksleben. Warum diese regelmäßige Aufeinanderfolge des Sonntags auf sechs Wochentage? Woher die Eintheilung unserer Zeit in Wochen und nicht vielmehr in Perioden von je zehn Tagen? Wir wissen es nicht, und der Ursprung der Woche ist uns noch in Dunkel gehüllt. Wir sind weit entfernt, diese Frage beantworten zu wollen, sie gehört vielmehr zu denen, an deren Beantwortung die Wissenschaft verzweifeln könnte. Denn welcher Statistiker hat es je beobachtet, daß sich die Arbeitszeit zur Zeit der Ruhe wie 6:1 verhalten muß? Bis jetzt ist uns noch kein überzeugender Grund davon bekannt, doch konstatirt bleibt es, daß sich dieses Verhältniß nicht ungestraft verrücken läßt.

Man hat Versuche gemacht und dieser göttlichen Ordnung entgegen die Periode der Arbeitstage verlängern und die der Ruhetage verkürzen wollen, aber diese heilige Ordnung hat sich immer wieder ihre Anerkennung und Geltung errungen. Wir können es daher nur eine durch Habgucht verursachte Verblendung nennen, wenn unsere Industriellen das uralte Gotteswort, welches in den 10 Geboten nicht erst gegeben, sondern nur wieder in Erinnerung gebracht wurde, als für sie nicht mehr gültig ansehen wollen. „Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest. Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken, aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes. Da sollst du kein Werk thun, noch dein Sohn, noch deine Tochter,

noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch dein Fremdling, der in deinen Thoren ist". Welch ein Wort, das die Arbeit wie die Ruhe gebietet! Welch ein Abgrund voll Barmherzigkeit für den Sklaven wie für die Hausthiere! Welch eine göttliche Fürsorge für den armen Mann, der in hartschwieriger Arbeit endlich nach 6 Tagen den heiß ersehnten Ruhetag aus Gottes Vaterhand erhält! Wer ihm denselben zu verkümmern wagt, der beraubt ihn ebenso, als wenn er ihm Licht und Luft entzöge. Daher auch der größte aller Menschenfreunde, Jesus Christus, den Sabbathtag als eine Gnadengabe Gottes rühmt, wenn er spricht: „Der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht!“ Wer seine Leute, sei es auf dem Felde, oder im Walde, oder in der Werkstätte, den Sonntag wie jeden andern Wochentag durchzuarbeiten nöthigt, der fügt ihnen und sich selber den größten Schaden zu. Denn indem er die von Gott in unsre Natur gelegte Ordnung, daß die Tage der Arbeit zur Ruhe sich wie 6:1 verhalten müsse, bei ihnen aufhebt, untergräbt er das Grundgesetz ihrer Leiblichkeit, und wie wir später sehen werden, schädigt er auch ihre Moralität; sich aber bereitet er frühzeitig ermattende, unlustige Arbeiter. Denn nur wer einen vollen Tag Ruhe gehabt, wird den Werth der Arbeit recht schätzen und lieben lernen. Wie die Arbeit uns nach Ruhe, so die Ruhe uns nach Arbeit verlangen läßt. So süß die Ruhe nach der Arbeit, so süß wird die Arbeit nach der Ruhe. Das geschieht weniger durch einen täglich wiederkehrenden Schlaf von 6—7 Stunden, nein, ein voller Tag, eine Zeit von 24 Stunden erzeugt naturgemäß wieder Sehnsucht nach der Arbeit.

Doch der Sonntag ist dem Arbeiter noch mehr als ein Ruhetag, er ist ihm zugleich der liebe Freund, welcher ihm Gelegenheit gibt, sich seines Hauses und seiner Familie zu freuen. Der Sonntag will dem rein menschlichen Gefühle nach Liebe Genüge thun. Im Durchschnitt kann weder der ländliche noch städtische Arbeiter, auch nicht die Mähterin, den Gefühlen der Liebe und Freundschaft, welche allein das menschliche Gemüth erheben und erquickern, nachgehen. Der Vater sieht Frau und Kinder oft den ganzen Tag nicht, vielleicht in der knapp zugemessenen Mittagsstunde auf

wenige Augenblicke, ebenso die erwachsenen Söhne und Töchter ihre Angehörigen nicht, weil der Arbeitstag sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend außer dem Hause hält. Und selbst Abends zurückgekehrt, überwiegt die Müdigkeit des Leibes die edlen Empfindungen des Herzens. Aber da tritt der Sonntag mit seiner Stille ein und ladet Mann und Weib, Eltern und Kinder, Freunde und Freunde freundlich ein, sich einander alles zu sagen und zu klagen, was während der 6 Arbeitstage an Freud und Leid an ihnen vorübergegangen und ihre Seelen durchzittert hat. Da tauschen sie die Sorgen und Befürchtungen, die Hoffnungen und Erlebnisse gegenseitig aus. Da bespricht Mann und Frau ihr Haushaltungsweisen, ihrer Kinder Zukunft, und kann der Vater sich regelmäßig von den Fortschritten seiner Kinder überzeugen und wirklich Vaterfreuden genießen. Da schlingt ein gemeinsamer Gang in Gottes freie Natur Herz und Herz inniger zusammen. Da kann ein Besuch zu lieben Verwandten mit den Kleinen unternommen und die Freundschaft gepflegt werden. Da ist's dem Arbeiter allein möglich, seinen kranken Mitarbeiter zu besuchen und theilnehmend seine Leidenstage ein wenig zu erheitern. Da vermag der Vater dem in der Fremde weilenden Sohne zu schreiben und sein väterliches Herz ihm auszusprechen. Der Sonntag ist auch der Tag, wo der die ganze Woche hindurch vernachlässigte Geist durch Lektüre sich belehren, erheben und bilden kann. Kurz es läßt sich gar nicht ausreden, wie gerade der Sonntag die vielfach vernachlässigten Saiten des Herzens wieder melodisch erklingen machen kann. Wer dem armen Manne diesen seinen Tag verkümmert, der bläst auch allmählig die Glut seiner rein menschlichen Gefühle aus und macht, daß der kalte Nordwind der Selbstsucht das Herz aller edlern Empfindungen beraubt. Sonntagsfeier und Familienglück verhalten sich beim armen Manne, wie Mutter und Tochter zu einander. Ihr, die ihr täglich mit denen, welche euch lieb sind, verkehrt, habt keine Ahnung davon, was ein Sonntag für die ist, welche die ganze Woche hindurch ihre Lieben kaum zu sehen, geschweige sie ruhig zu sprechen, Gelegenheit finden. Es ist ähnlich wie mit der Lektüre. Wer täglich Blätter und Bücher zu lesen gewohnt ist, weiß selten dieses Glück

zu schätzen, ja vor der Menge dessen, was er vielleicht zu lesen in die Hand nimmt, vergißt er zuletzt, was er gelesen hat. Nicht so der, welcher nur an jedem Sonntage ein ihn interessirendes Blatt zu Gesicht bekommt. Was er da gelesen, daran zehrt er die ganze Woche hindurch. Und man schlage es ja nicht gering an, was eine sonntägliche Lektüre ausrichten kann. Jeden Sonn- und Festtag nur ein Druckbogen, gibt im Jahr ein ganzes Werk von mindestens 60 Bogen. Und wie gesagt, das also spärlich Gelesene sitzt tiefer, als das, was andere täglich in großem Umfange lesen.

Wolle niemand hierbei denken, das sind Illusionen, unsere arbeitende Klasse ist weit davon entfernt, ihre Sonntage zur Bildung ihres Gemüthes und Geistes zu verwenden. Hierauf diene zur Antwort: Hast du deshalb ein Recht, weil andere den Tag des Herrn mißbrauchen, ihnen denselben zu nehmen? Mit demselben Rechte oder Unrechte könnte man ihnen auch das tägliche Brod nehmen, weil es oft gemißbraucht wird. Siehst du den Mißbrauch des Herrn Tages, so entziehe ihnen denselben nicht, sondern lehre sie durch Wort und Beispiel ihn recht gebrauchen. Denn jeder Mißbrauch eines Gutes ist nur die drastische Bitte an dich, der du es siehst, daß du den rechten Gebrauch den, der da fehlet, lehren wollest. Aber leider kennen viele Arbeitgeber selber nicht den Segen der Sonntagsfeier, daher sie ihren Leuten in dieser Feier nicht vorleuchten und ihren Segen ihnen nicht zuführen. Selber das Herz voller Eigennutz, setzen sie ein solches auch bei andern voraus und pflügen es.

Es sagt jemand: „Ohne Sonntag und Feiertage keine Religion!“ Und das sagt kein Pietist, sondern der Atheist Proudhon. Dieses sein Wort ist durch und durch wahr. Eine Religion ohne bestimmte, regelmäßig wiederkehrende Festtage, welche unabhängig von der Willkür des Einzelnen und von den Zufälligkeiten des Tages gefeiert werden und die Gläubigen zur Ausübung ihres Kultus einladen, kann nicht von Bestand sein. Das bezeuget ebenfalls J. J. Rousseau. Periodisch wiederkehrende Feiertage sind und bleiben die starken Säulen, auf denen der Tempel der Anbetung ruht. Daher kann man das Gebot: „Du sollst den

Feiertag heiligen“, auch mit Recht nur als den 3. Titel des Grundgesetzes aller sittlichen Gebote: „Ich bin der Herr dein Gott, du sollst nicht andere Götter haben neben mir!“ bezeichnen. Denn der Sonntag übt, stützt und gründet die Anbetung des allein wahren Gottes in den Herzen seiner Verehrer. Jeder wiederkehrende Sonntag bezeugt laut: „Du sollst Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen!“ oder in andern Worten: „Du sollst ihn anbeten im Geist und in der Wahrheit!“ So erscheint der Sonntag als Träger und Erhalter der Religion unter den Völkern. Wer denselben unserm Volke entzieht, der untergräbt ihm die stärkste Stütze seiner Religion, tastet an sein Heiligtum.

Doch in religiöser Hinsicht hat der Tag des Herrn für den armen Mann noch eine ganz besondere Bedeutung. Es ist für ihn der einzige Tag, welcher ihm die tiefe Kluft, welche sich zwischen den Ständen der Gesellschaft, zwischen Armen und Reichen, Hohen und Geringen aufgethan hat, ausfüllt und vergessen macht. Das Bewußtsein seiner Menschenwürde bringt ihm kein anderer Tag so rein und heilig in seine Seele, als der Sonntag. Die Grundlehre des Evangeliums: „Es ist hier kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder“, stellt den Ärmsten auf eine Linie mit dem Reichsten und Größesten und zwar so, daß der Arme dadurch nicht stolz werden kann, sondern demüthig neben dem Großen stehen muß, als einer, der nicht mehr denn jener vor Gott gilt. Der Sonntag macht sie beide ein und derselben Gnade bedürftig. Das ist eine andere Gleichheit und Brüderlichkeit, denn jene, welche der Sozialismus verkündigt. Und wenn die ganze Woche über das Joch der Arbeit ihm das Bewußtsein an seine himmlische Berufung verbunkelt, ja vergessen gemacht hat, der liebe Sonntag erhellt und erfrischt es wieder. Schon daß es einen Sonntag gibt, ist ein lebendiger Erinnerer, daß der Mensch zum ewigen Leben erschaffen sei. Welch ein Trost und welche Kraft zur Selbstverleugnung und zum Kampf mit der schalen Wirklichkeit des Lebens darin liegt, das läßt sich nicht aussprechen. Und wird nun gar der Tag des Herrn als ein Tag der Erhebung und Verfenkung der Seele in die Liebe des Herrn, womit er alle Welt umschlungen hält, gefeiert, da haucht derselbe auch über die

ärmste Tagelöhnerfamilie einen überirdischen, verklärenden Duft. Es ist, als ob die folgende Woche mit ihrem harten Loos die den vielgeplagten Erdensohn freundlicher anblicke und ihm zuwinke getrost und unverzagt zu sein, denn der, welcher zum heulenden Sturme sprach: „Verstumme! und es ward ganz stille“, gehet mit ihm und stehet bei ihm. Daher fordern wir Schutz vom Staate für den armen Mann, daß ihm sein heiliges Recht an den Tag des Herren nicht verkümmert werde. Die Gesetzgebung kann zwar keine christliche Sonntagsfeier erzeugen, aber sie muß dafür sorgen, daß jeder ihrer Unterthanen nicht durch die Habgucht einzelner verhindert werde, seiner Gottesverehrung nachzukommen. Thut sie das nicht, so macht sie sich der Entsittlichung und Entchristlichung ihrer Bürger schuldig.

Es fehlt nicht an Gründen und Entschuldigungen von Seiten unserer Landwirth und Industriellen, ihre Sonntagsentheligung zu rechtfertigen. Wo der Geldbeutel mitspricht, da pflegt der Verstand um schlagende Gründe nie verlegen zu sein. Wir antworten auf alle diese Gründe mit der einfachen Frage: Gilt das Wort: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!“ für jedermann und für alle Fälle, oder gilt es nur für gewisse Personen und gewisse Verhältnisse? Nicht wahr, es gilt ganz allgemein? Nun so handelt auch darnach und habt so viel Liebe für die Arbeiter, daß ihr ihnen den von Gott und Rechts wegen geschenkten Sonntag gönnt und die Wohlthat seiner Feier unangefastet laßt. Ja, wohl können Umstände eintreten, daß oft der Kredit einer Firma auf dem Spiele steht, sobald der Sonntag nicht auch zur Arbeit benutzt werde. Es kann ja auch die Ernte eines Gutes gefährdet erscheinen, sobald nicht auch Sonntags Menschen und Thiere die Arbeit angreifen. Und so können noch viele Fälle gedacht werden. Auf alle diese Einreden können wir nur erwidern, daß wenn ihr, die ihr so sprecht, eure Sonntagsarbeiten nur erst auf solche seltenen Ausnahmefälle beschränken wolltet, so würde mit der Sonntagsfeier schon ein schöner Anfang gemacht werden. Der Herr wirkte auch am Sabbath wie sein Vater wirkt, er will die pharisäische Sabbathfeier durchbrechen mit der Frage: „Was geziemt sich zu thun am Sabbathtage,

Gutes oder Böses, das Leben erhalten oder verderben?" Er fragt aber nicht: Was geziemt sich zu thun am Sabbathtage, Geld verdienen oder ruhen, den Eigennutz befriedigen oder tödten? Daher fragt euch bei euren Sonntagsarbeiten, thue ich damit Gutes oder Böses, erhalte oder verderbe ich damit das Leben meiner Leute? Und je nachdem euer Gewissen vor Gott, der das Herz ansieht, darauf antwortet, handelt auch. Es gibt Geschäfte, welche ohne einige Sonntagsarbeit nicht bestehen können. Es sind bald Reparaturen an der Maschine, bald Reinigung der Dampfkessel u. s. w.; alle derartige Fälle können kaum als wirkliche Sonntagsarbeiten angesehen werden, sie gleichen alle den häuslichen Verrichtungen am Sonntagmorgen, um Haus und Familie für und zur Sonntagsfeier zuzurüsten. Wo die Industrie dergleichen Beschäftigung am Sonntage fordert, da kann auch im voraus die Ordnung so eingerichtet werden, daß regelmäßige Ablösung der dazu erforderlichen Personen statfinde. Auch kann manche Sonntagsarbeit durch eine Nachtschicht, welche bei einer vollen Sonntagsruhe weniger schadet, vermieden werden. Zuletzt kommt es nur auf den guten Willen an, ist der da, so wird gar manches für unüberwindlich erachtete Hinderniß beseitigt. *)

Zur Ruhezeit des Arbeiters gehört auch die Mittagsstunde. Wir fordern für dieselbe nicht 1, sondern wenigstens $1\frac{1}{2}$, wenn nicht 2 Stunden. Eine Stunde genügt in seltenen Fällen. Wo der Mann mit Glockenschlag 12 den Hammer wegwerfen und eilen muß, daß er von der Werkstätte in sein Haus gelange, um daselbst sein Mittagseffen eiligst zu genießen, damit er ja punkt 1 Uhr wieder das abgelegte Handwerkszeug ergreife, — da hat weder Arbeiter noch Arbeitgeber einen sonderlichen Gewinn von der Mittagsstunde. Man beachte, wie in den meisten Fabrikstädten die Wohnungen der Arbeiter selten in der Nähe der Arbeitsstätte liegen, oft sogar sehr entfernt davon. Was ist nun die Folge? Entweder muß der Arbeiter eiligsten Schrittes suchen seine Wohnung zu erreichen, und die Frau muß die dampfende

*) Vergleiche die kleine Erzählung »Arbeit und Ruhe«, erschienen in der Agentur des rauhen Hauses.

Mittagschüssel in größter Pünktlichkeit auf dem Tische stehen haben, damit der Mann hurtig seine Mahlzeit einnehme und pünktlich wieder antrete. Wo nicht, so wird er mit Recht gestraft. Oder die Frau macht sich vor 12 Uhr mit dem fertigen Essen auf den Weg und bringt es dem Manne, der es dann an einem ihm passenden Plätzchen oder in dem dafür bezeichneten Raume verzehrt. Das eine wie das andere ist nicht zu loben. Denn im ersteren Falle wird gerade das Mittagessen — eben weil in keiner Häuslichkeit die Zubereitung der Hauptmahlzeit immer so präzise geschehen kann, daß sie mit dem bestimmten Glockenschlage gehalten werden könnte, sondern bald pflegt die Frau sich auch beim besten Willen zu versäumen, bald aber auch zu übereilen — gar häufig zu Mißhelligkeiten zwischen Mann und Frau Veranlassung geben und das Wohlgefallen an der Speise verbittern. Man schlage diese Vorfälle ja nicht gering an, sie greifen tiefer in das häusliche Leben, als man glaubt, werden eine Ursache, daß der Mann sich dem Hause entfremdet und seinen Verdienst durch andere Genüsse an andern Orten, die nicht zu empfehlen sind, vertreibt. Im andern Falle, wo die Frau dem Manne das Essen bringt, leidet das Haus nicht weniger, weil dann die Mittagsmahlzeit zwischen der Mutter und den Kindern daheim ziemlich verkümmert und verringert wird. Denn der Vater geht vor und die Kinder müssen warten. Wie viel trägt doch dies Bringen des Essens dazu bei, daß der Schulbesuch der Kinder darunter leiden muß! Jedenfalls wird aber sowohl dort, als auch hier das Mittagsmahl nicht zu einer Familiensache und weder vom Manne noch von seiner Familie mit Wohlgefallen genossen. Es genügt keineswegs, daß der Mensch eine gewisse Quantität Speise verschluckt, sondern er muß dieselbe auch mit einem gewissen Wohlgefallen und Behagen genießen. Denn wir sehen allgemein, daß alle die Einrichtungen, welche zu unserer Lebenserhaltung dienen, uns von Natur Freude gewähren, also dürfen dieselben auch nicht dahin eingeengt und beschwert werden, daß diese Freude gestört und vereitelt werde. Darauf deutet auch das uns befohlene Dankgebet bei Tische, und Luther bemerkt in der Erklärung der 4. Bitte treffend, „daß wir das tägliche Brod

mit Dankfagung empfangen sollen.“ Denn wofür ich danke, das erkenne ich durch meinen Dank als ein hohes Geschenk und Gut an, was mir aber ein werthes Gut erscheint, darüber freue ich mich und genieße es freudig. Jeder wahre Dank fürs tägliche Brod erzeugt auch Freude am Genuße desselben, und der freudige Genuß dient zum Gedeihen der Speise. Wer seinen Arbeitern hinlängliche Muße zum Genießen ihrer Hauptmahlzeiten gewährt, der wird zugleich auch dadurch beitragen, daß ihnen dieselbe besser gedeihe und zur gesunden Ernährung gereiche.

Die Freude am Essen wird ferner vermehrt, wo ich mit denen, die ich lieb habe, zusammen esse. Die Tafelfreunden bestehen keineswegs in den Leckerbissen der Tafel, sondern ebensosehr in der Gemeinschaft geliebter Seelen. Daß Mann, Weib und Kinder zusammen um den Tisch sitzen und ohne Gast ihr Mahl verzehren dürfen, gehört nicht zu den geringen Annehmlichkeiten eines Familienlebens. Oft ist diese gemeinschaftliche Kost die beste Würze derselben. Auch die Kinder sollen an den Eltern essen lernen. Denn manierlich zu essen will gelernt werden, und daher bedarf es in den Familien der Gelegenheit, die Kinder daran zu gewöhnen. Und nur wo die Eltern mit den Kindern zusammenessen, werden beide Theile sich davor scheuen, daß ihr Essen nicht in ein thierisches Fressen ausarte. Diese Gefahr droht aber in unsern Häusern da, wo Eltern und Kinder getrennt nur ihre Quantität von Speise jeder allein für sich einnehmen. Verständige Landwirths gewähren daher ihren Leuten eine zweistündige Mittagszeit, sie wissen gar wohl, wie ein voller Magen nicht nur nicht gern studirt, sondern auch nicht gern mit der Hand arbeitet. Erst wenn die ersten Stadien des Verdauungsprozesses vorüber sind, pflegt die Arbeitslust wiederzukehren. Eine längere Mittagszeit würde deshalb keine Verminderung der täglichen Arbeitszeit nach sich zu ziehen brauchen. Denn jeder Arbeiter würde lieber eine Stunde früher arbeiten, wenn er diese Stunde zur Mittagszeit wieder gewönne. Ja es könnte sogar eine Stunde länger für den Mittag, auf eine halbe Stunde mehr am Morgen und am Abend verlegt werden. Sollten die Arbeitsstunden verkürzt werden, so können wir nur wünschen, daß die Arbeit zur

Mittagszeit zwei Stunden ruhe, statt daß sie schon Nachmittags 5 Uhr aufhöre. Denn je früher der Feierabend, desto größer die Versuchung zum Wirthshausleben.

Die Arbeitszeit festzustellen ist überhaupt nicht leicht, sobald man dem Arbeiter wirklich gerecht werden will. Denn es gibt Arbeiten, wie z. B. in Bergwerken, wo ein Mann vielleicht alle 2 Stunden abgelöst werden muß, während bei andern Arbeiten der Mann ohne zu große Ueberbürdung 12 bis 16 Stunden aushalten kann. Man darf wohl durchschnittlich annehmen, daß, wo keine ausnahmsweise schwierige und gefährliche Arbeiten eintreten, die ja auch gewöhnlich nur vorübergehend zu sein pflegen, die Arbeitszeit zwischen 10 und 12 Stunden schweben wird. Wenn nun darüber gearbeitet werden muß, so pflegt auch jede Ueberstunde besonders belohnt zu werden. Eine normale Arbeitszeit läßt sich gesetzlich gar nicht feststellen, und es bleibt Thorheit, wenn darüber von strikenden Arbeitern kategorische Forderungen gestellt werden. Die Arbeitszeit wird gewöhnlich von der Leistungsfähigkeit der Arbeiter, von der Humanität des Arbeitgebers, von der Natur und Dringlichkeit der Arbeit selber und vielfach auch vom Wetter und von der Jahreszeit, wenn nicht von noch anderen Zufälligkeiten abhängen. Die gesetzliche Festsetzung einer normalen Arbeitszeit würde zu einem nicht geringen Hemmnis aller Industrie zu werden drohen. Die Gesetzgebung kann hier nur die allgemeinsten Umrisse markiren. Arbeitgeber aber werden stets für ihre Person am sichersten gehen, wenn sie mit ihren Arbeitern eine Vereinbarung treffen, daß die Arbeit nicht nach Stunden, sondern nach der Quantität und Qualität der gelieferten Arbeit berechnet werde. Zwar wird diese Arbeit in Gedinge nicht stets und überall eintreten können, doch kann sie öfter, als bis jetzt geschieht, zur Anwendung kommen. Stückarbeit pflegt auch bei den Handwerkern stattzufinden. Dieselbe hat wenigstens den Vortheil, daß das Odium einer zu lang ausgedehnten Arbeitszeit weniger den Eigennutz des Arbeitgebers — vorausgesetzt, daß derselbe nicht gar zu sehr das Gedinge habgütig herabdrückt, daß dadurch eine ungebührliche Verlängerung der Arbeitszeit eintreten muß — als vielmehr die Erwerbsjucht des Arbeiters trifft. Die

Arbeit nach dem Gebinde setzt immer eine freie Vereinbarung voraus und kann daher selten so viel Anlaß zur Unzufriedenheit geben, als ein landesüblicher Tagelohn. Und je freier die Bewegung des Arbeiters bleibt, desto weniger findet sich Ursache zur Anklage des Arbeitgebers. Freilich wird die Höhe des Gebindes auch als keine bleibende angesehen werden dürfen. Dieselbe wird sich vielmehr richten nach der Uebung und Kunstfertigkeit des Arbeiters, die bei länger anhaltender Arbeit in derselben Produktion sich mit der Zeit steigern muß, als auch nach den ortsüblichen Ernährungsätzen, die ebenfalls wechselnd sein werden, als auch nach dem Marktpreise der zu liefernden Waare. Daher kann es nicht fehlen, daß die bezüglichlichen Gebinde immer neuen Vereinbarungen unterworfen bleiben. Doch damit streifen wir schon in das Gebiet des Arbeitslohnes, der freilich mit der Arbeitszeit vielfach in Wechselwirkung steht.

8. Wohnung der Arbeiter.

Ehe wir zur Frage über die Höhe des Arbeitslohnes uns hinwenden, müssen wir noch einen Gegenstand, welcher ebenfalls die physisch-moralische Hebung der arbeitenden Klassen bedingt, näher ins Auge fassen. Das sind die Arbeiterwohnungen*). Kaum möchte es nach dem, was hierüber in letzter Zeit geredet und geschrieben worden ist, noch nöthig erscheinen, über den physisch-sittlichen Werth der Wohnung sich weiter zu verbreiten. Denn es liegt zu sehr auf der Hand, wie die Wohnung eines Menschen auf seine Gesundheit, seine Moralität, auf seinen Ordnungs- und Reinlichkeits Sinn und auf seine innere Stimmung, auf seine Gefühlswelt außerordentlichen Einfluß übt. Und zwar übt auf ihn das Schlafzimmer einen relativ noch größeren Einfluß aus, als das gewöhnliche Wohnzimmer. Das besonders bei der arbeitenden Klasse, welche verhältnißmäßig einen größeren Theil ihres Lebens im Schlafzimmer als im Wohnzimmer zubringt, es sei denn, daß ein und derselbe Raum für beides dienen muß, was freilich die äußerste

*) Viel Erfreuliches und Schätzenswerthes hat auch hierüber die Zeitschrift »Concordia« (Berlin bei Enslin) gebracht, in dem Repertorium der Leistungen. Vergl. namentlich 1871 No. 1 u. 1872 No. 31 über die Arbeiterwohnungen von Köchlin und Baumgartner in Vörrach.

Grenze der Anspruchslosigkeit an das Leben anzeigt. Schafft uns gesunde Wohnungen, und wir versprechen euch die Abnahme eines großen Theils der auf unserer Bevölkerung lastenden Misere. Wer aber soll dieselben schaffen? Der Staat? der kann nur prohibitiv darauf hinwirken, d. h., nur einzelne Uebelstände an den Wohnungen hindern, aber keine beschaffen. Die Arbeitgeber? In den seltensten Fällen würden sie dazu im Stande sein, aber selbst dann wäre diese ihre Anstrengung eine vielfach zweifelhafte Abhilfe. Oder freie Baugesellschaften? Ihre Verdienste können nicht genug gerühmt und anerkannt werden, aber gerade in den eigentlichen Fabrikdistrikten werden sie am wenigsten sich bilden können, indem die Elemente, die dazu erforderlich, weniger vorhanden sind. Oder endlich die Spekulation? Auch sie ist anzuerkennen und oft ein recht trefflicher Nothhelfer in diesem Stücke. Vor der Hand fragen wir weniger, wer soll diese Wohnungen beschaffen, als begrüßen vielmehr jede Beschaffung gesunder Wohnungen, gleichviel von welcher Seite sie kommt, mit Freuden. Rühre sich nur jeder dieser Theile nach Kräften, so wird mancher Kalamität im Volke abgeholfen werden.

Vom Staate verlangen wir, daß derselbe die strengsten sanitätischen Forderungen an jedes Wohnhaus, das da gebaut, und zwar zur Vermietung an andere gebaut wird, lege. Endlich muß das Mißverhältniß zwischen Viehställen und Menschenwohnungen aufhören. Unser Staat sorgt trefflich, damit nicht bloß die Kasernen nach allen sanitätischen Regeln, sondern auch daß die Pferdeeställe und Gestüte aufs sorgfältigste, der Gesundheit dieser Thiere entsprechend, gebaut werden. Wir tabeln solches nicht, sondern loben es. Wer aber wacht darüber, daß nicht Räume, wo weder das Licht der Sonne bei Tage, noch ein Strahl des Mondes bei Nacht hineinfällt, zu menschlichen Wohnungen theuer vermietet werden? Die Polizei wacht, daß kein unreifes Obst und keine verdorbenen Nahrungsmittel an den Markt gebracht werden, aber wer hat ein wachsames Auge darauf, daß keine feuchten Keller, in welchen jährlich das Wasser fußhoch regelmäßig eindringt, zu Menschenwohnungen verpachtet werden? Muß man nicht erröthen davor, daß den Verbrechern in den Strafanstalten

bessere Räume erbaut und unterhalten werden, als unbescholtenen Bürgern? Schlechte Wohnungen machen auch häufig ihre Bewohner schlecht. Und eine gewissenhaftere Baupolizei würde den Armenklassen viele Ausgaben ersparen, dem Staate aber die Lasten des Gefängnißwesens erleichtern. Die miserablen Wohnungen dienen gewöhnlich zu Verbrecher=Spelunken. Hier muß durchaus Abhülfe geschafft werden, die Selbsterhaltung drängt dazu. Von Rechtswegen dürfte kein Haus gebaut werden, dessen Räume nicht die Garantie bieten, daß darin die Gesundheit ihrer Bewohner nicht gefährdet sei. Die große Sterblichkeit unter den Kindern der arbeitenden Klassen, sowie die kleine Zahl konfektionsfähiger Jünglinge unter ihnen, verschuldet die schlechte Wohnung, in welcher sie geboren und genährt worden. Da sind auch die Ursachen zu suchen, warum epidemische Krankheiten so lange und so furchtbar in unsern volkreichen Städten wüthen. Wir wiederholen es, hier kann niemand wirksamer Abhülfe gewähren, denn nur die unnachlässig durchgeführte Strenge eines sanitätischen Baugesetzes.

Ob es gerathen sei, daß man die Arbeitgeber auch zum Bau von Arbeiterwohnungen anhalte, darüber läßt sich rechten, es ist das noch eine offene Frage. Wir haben in letzter Zeit viele Arbeiterkolonien entstehen sehen, ihre Anlage bietet eine große Mannigfaltigkeit, je nachdem der Geschmack und die Idee von Zweckmäßigkeit bei ihren Gründern war. Man hat vielerlei Pläne entworfen und auch auszuführen gesucht. Denn jedem größeren Etablissement muß es daran liegen, seine Arbeiter an sich zu fesseln und ihre Gesundheit zu pflegen. Dazu bietet die Wohnung das trefflichste Mittel. Allein schon der Name Arbeiterkolonie trägt einen üblen Beigeschmack, welcher alle die Elemente der Gesellschaft, welche sich nicht zu den Arbeitern zählen, oder die nicht darauf ausgehen, aus diesen Arbeiterkolonien Vorthail und Gewinn zu ziehen, davon ferne hält. Daher kann es nicht fehlen, daß sich in diesen Arbeiterkolonien allmählig ein Ton, eine Sitte oder Unsitte einbürgert, welche der freien Entwicklung des Menschengenies nicht förderlich ist. Verschiedenheit der Stände bleibt immer der beste Bildner der Menschen. Viele Menschen desselben Standes auf einen kleinen Fleck Erde gehäuft, erzeugt

Einseitigkeit und Einerleiheit der Personen. Sie leben zuletzt nach ein und derselben Schablone. Und erweitern sich diese anfangs so schmuckten Arbeiterkolonien zu größern Arbeiterquartieren, dann drohen sie gar bald eine partie honteuse der ganzen Stadt zu werden, und in sich einen gefährlichen Zündstoff anzuheften, oder für die übrige Bevölkerung eine bedenkliche Gährung zu unterhalten. Dieselbe tritt in ihrer Stärke freilich nur in unruhigen Zeiten, wie noch neulich bei Mühlhausen im Elsaß, aber dann auch recht gefährdend hervor. Auch pflegen diese Arbeiterkolonien den Gewerkschaften mit der Zeit eine große Last zu werden, wie überhaupt die Unterhaltung vieler Häuser für Korporationen lästig zu werden pflegt. Daher hat man auch versucht, diese Arbeiterhäuser so an die Arbeiter zu verpachten, daß sie dieselben in leichter Weise allmählig als Eigenthum erwerben können. Eine für Arbeiter außerordentlich schöne Gelegenheit Eigenthümer oder Grundbesitzer zu werden. Denn Eigenthum, besonders Grundbesitz übt auf jeden rechtshaffenen Menschen einen heilsamen Einfluß. Mit seinem Grundbesitz steigt auch seine gesellschaftliche Stellung, mehrt sich seine Erwerbslust, erweitert sich seine Freiheit und Unabhängigkeit, wächst sein Ordnungs- und Rechtsgefühl. So angesehen möchte man allen Gewerkschaften zurufen: Baut gesunde Arbeiterwohnungen, welche nach einem ursprünglichen Prozentsatz in einer Reihe von Jahren an ihre Inhaber eigenthümlich übergehen, und ihr werdet für ihre Hebung sehr zweckmäßig sorgen.

Aber die Sache hat noch eine andere Seite und zwar eine für die Gewerkschaften nicht angenehme Kehrseite, die auch hervorgehoben werden muß. Der Wechsel des Grundbesitzes ist nämlich nirgends häufiger, als in industriellen Distrikten. Wer garantirt nun dafür, daß ein auf dem Fabrikboden erbautes Arbeiterhaus, sobald es in die Hände eines Arbeiters eigenthümlich übergegangen ist, auch in seinen Händen bleiben wird? Seine Erben wählen nicht diesen Stand, oder er kann selber damit ein gutes Geschäft machen, oder es treten verschiedene Konjunkturen ein, daß sogar ein Konkurrent des Geschäfts auf diesem Territorium festen Fuß gewinnen will, — diese und viele andere Eventualitäten können bewirken, daß Arbeiterhäuser in ganz fremde Hände über-

gehen und zwar zum Nachtheile der ursprünglichen Bauherren. Also wird denselben das, was diese Anlage sein sollte, nämlich die Ansiedelung eines guten Arbeiterstammes, allmählig zum Schaden. Man sage nicht, dieser Eventualität kann bei Schließung des ersten Kaufvertrages vorgebeugt werden. Soll das etwa durch gewisse Bedingungen des Rückkaufes geschehen, so wird das Eigenthumsrecht des ersten Ankäufers sehr beschränkt und der schöne Zweck, daß die Arbeiter Eigenthümer werden sollen, wird ziemlich unerreicht bleiben. Noch ließen sich im Laufe der Zeiten andere Veränderungen denken, wo der Uebergang der Arbeiterhäuser in die Hände der Arbeiter den Erbauern derselben nicht geringe Verlegenheiten bereiten können. Doch es mag davon genug sein, wir wollten nur bemerken, wie die in unsern Tagen so freudig begrüßten Versuche, unsere arbeitenden Klassen wenigstens zum Theil Gelegenheit zu geben, daß sie aus Besitzlosen zu Besitzenden werden, auch ihre Bedenken haben. Diese Bedenken werden auch an vielen Orten nicht durchschlagen, sondern völlig unerheblich bleiben, je nachdem der Grund und Boden spärlich oder reichlich vorhanden ist.

Ohne die Anlage von Arbeiterkolonien, zumal wenn die Häuser zweckmäßig eingerichtet und wo möglich mit besondern Gärten umgeben sind, deren Besitz und Bebauung gerade für Fabrikarbeiter sowohl in ökonomischer als gesundheitslicher Rücksicht höchst wünschenswerth bleibt, verwerfen oder tadeln zu wollen, können wir nach dem Gesagten auch nicht ihre Lobredner sein. Unser Ideal geht dahin, daß jede Sonderung der Stände in Bezug auf Wohnung vermieden werde. Die Verschiedenheit der Stände ist gerade Bedingung ihrer Zusammengehörigkeit. Die Wahrheit: Einer diene dem andern mit der Gabe, die er empfangen hat! ist keineswegs eine spezifisch christliche, sie wurzelt in der ganzen Gesellschaft. Jemehr Arme und Reiche, Rentner und Tagelöhner, Arbeitgeber und Arbeitnehmer unter einander gemischt wohnen, desto nützlicher werden sie einander. Einer lernt von dem andern, einer braucht den andern, einer dient dem andern. Das uralte Bild von dem Organismus des menschlichen Leibes als Vorbild von der gesellschaftlichen Verbindung der Men-

schen, wie es von römischen Staatsmännern und von den Aposteln Jesu gebraucht wird, behält auch im Bezug auf Wohnungsverhältnisse seine Wahrheit. Je mehr die verschiedenen Klassen der Gesellschaft durcheinander wohnen, desto eher bilden sie untereinander eine heilsame Gliederung. Da wird die Einseitigkeit einer kastenartigen Absonderung vermieden, da hören die Befürchtungen, welche sonst die in den größern Städten entstandenen Arbeiterquartiere einflößen, auf, da findet die Arbeiterfamilie Gelegenheit, durch allerlei Dienste bei den Reichen sich manchen Nebenverdienst zu erwerben, da werden sie gegenseitig mit ihren Bedürfnissen bekannt und haben Veranlassung, Liebe gegen einander zu üben, nehmen sie untereinander regen Antheil an Leid und Freude. Nur nicht große Häuser zu Arbeiterwohnungen aufgebaut, oder gar ganze Straßen mit solchen Häusern angelegt. Sie werden gar zu leicht zu Brutstätten vieler physischer und moralischer Uebel. Zwar werden nach unsrer Vorstellung die Arbeiter, wenn sie mit den andern Klassen vermischt wohnen, auch nicht die Beletage der Häuser zu bewohnen im Stande sein, aber doch noch immer einen zweckmäßigen Raum finden. Auch Hof- und Hintergebäude können gesunde Wohnungen enthalten.

Auf dem Lande halten wir besondere Arbeiterwohnungen für weniger nachtheilig. Die Abstufungen der Gesellschaft pflegen hier weniger scharf zu sein. Die dünnere Bevölkerung nährt auch mehr die Annäherung an einander. Aber hier ist's unumgänglich nöthig, daß zu jeder Wohnung einiges Land und eine kleine Stallung gehöre, damit der Arbeiter die allernothwendigsten Lebensbedürfnisse sich baue und ziehe und nicht durch tägliche Gänge in die Stadt Zeit und Geld verbrauche. Die Bebanung eines Gartens übt auf Leib und Seele eine vortheilhafte Einwirkung und hält die einzelnen Familienglieder zusammen. Auf dem Lande bietet sich auch besser die Gelegenheit, ein kleines Eigenthum zu erlangen. Bei den speziell genannten ländlichen Arbeitern, welche gewöhnlich einem größern Landbesitze wieder zugethan sind, hat es von je her sogenannte Tagelöhner-Häuser gegeben. Dieselben werden meist von einer Familie bewohnt, haben dürftige Räume, oft bessere Stallungen fürs Vieh, als Wohnungen für Menschen.

Sie werden zuweilen nach dem ländlichen Konservatismus von Kind und Kindes Kinder nach einander bewohnt. Daher mag es wohl auch kommen, daß die Enkel mit eben denselben kleinen Räumen sich gern begnügen, welche den Großeltern zu friedlichen Vergungsstätten dienten. Die Macht der Gewohnheit übt hier ihre Rechte. Auch scheint der fast beständige Aufenthalt in Gottes frischer, freier Natur dem ländlichen Arbeiter das Bedürfnis nach lustiger, heller und geräumiger Wohnung weniger fühlbar zu machen. Allein es bleibt dringende Aufgabe jedes Landwirthes und Gutsbesitzers, endlich eine ernste Revision seiner Arbeiterwohnungen vorzunehmen. Es muß die schreiende Ungleichheit zwischen den Ställen auf dem Gute und den Wohnungen der Tagelöhner daneben endlich beseitigt und auch letztern eine den humanen Forderungen entsprechende Wohnstätte zugewiesen werden. Eine Familienwohnung muß wenigstens 3 Räume enthalten, nämlich Wohnzimmer, Schlafzimmer für Mann und Frau, und eins für die heranwachsenden Kinder, wo wenigstens die Töchter eines besondern Raumes bedürfen, während für die Söhne auch der Boden dienen kann. Denn wir sind fern von jener Sentimentalität, welche weder den Stall, noch den Heuboden für eine Schlafstätte will gelten lassen. Wir sehen bei den ländlichen Arbeitern weniger auf das Bequeme, als vielmehr auf das Dezenze der Schlafstätten. Bei den Knechten und Mägden versteht sich's von selber, daß dieselben als ledige Personen wenigstens streng von einander getrennte Schlafstätten haben. Ueberhaupt müssen wir es betonen, daß von Seiten der Polizei die Schlafräume gewisser Fabriken einer strengen Kontrolle unterworfen werden. Es gibt Spinnereien und ähnliche Etablissements, wo vorherrschend Mädchen und Frauen beschäftigt werden, welche in den Sommertagen zuweilen gar nicht nach Hause gehen, weil sie müde die weite Entfernung am Abende und am Morgen zurückzulegen scheuen, sondern im ersten besten Winkel ein miserables Schlafplätzchen in den Arbeits- oder andern Sälen suchen. Das heißt jede Zucht verachten.

Den eigentlich ländlichen Arbeitern pflegt außer der Wohnung auch ein Stück Land nebst Stallung zum Halten von Kuh, Ziege und Schwein zugetheilt zu werden. Die Bestellung des

Landes wird zuweilen auch von der Guts herrschaft mit besorgt. Dafür muß gewöhnlich die Familie zu gewissen Zeiten, in welchen die Arbeit sich drängt, eine Anzahl von Tagen, auch wohl das ganze Jahr hindurch, entweder um einen sehr geringen Tagelohn, oder um gar keine andere Vergütung, als die Kost, arbeiten. Man hat dieses Verfahren in neuer Zeit schwer getadelt und darin wohl gar eine Unmenschlichkeit finden wollen. Allein mit Unrecht. Es klingt zwar hart, daß Mann und Frau und wohl auch die konfirmirten Kinder dem Gutsherrn mit ihren Kräften für einen geringen Lohn von 2½—5 Sgr. zu arbeiten verpflichtet sind, aber bringt man dagegen in Anschlag, wie Wohnung, Stallung, Land und Viehstand, ja die Verpflegung der Kranken und Verkrüppelten dem Gutsherrn obliegt, so möchte sich ein Resultat herausstellen, wonach der ländliche Arbeiter zwar weniger baares Geld in die Hand bekommt, als der städtische Fabrikarbeiter, dagegen in seiner ganzen Subsistenz gesicherter und vor Nahrungsorgen geschützter dasteht.

Wenn wir im allgemeinen den ländlichen Arbeiter auch für besser situiert ansehen, als den städtischen, so müssen wir doch auch wiederum zugeben, daß diese ländlichen Verhältnisse ihre nicht geringen Schattenseiten haben. Einmal ist die freie Bewegung des ländlichen Arbeiters eine viel beschränktere und kann derselbe, wo seine Lage sich drückender gestaltet, oft weniger Aussicht haben, dieselbe zu ändern. Denn er klebt fester an seiner Scholle Land, als sein städtischer Kollege an der monatsweise gemieteten Wohnung. Ferner kann er bei einzelnen Ungerechtigkeiten nicht so leicht Beschwerde führen, da sein Arbeitgeber gar zu oft sein Richter ist. Und wenn auch alle die kleinen Störungen, welche seine Abhängigkeit vom Gutsherrn zuweilen mit sich führt, glücklich überwunden werden, so muß er ziemlich allgemein auf die ihm so nöthige Sonntagsfeier, wenigstens zur Sommerzeit verzichten. Dadurch wird ihm gerade die Wohlthat, welche ihm sein Ackerland und Viehstand gewährt, nicht nur geschmälert, sondern wohl gar noch verderblich. Die Unsitte, daß ihm zur Bebauung und Pflege desselben nur der Sonntag überlassen bleibt, daß er z. B. die Pflingstfeiertage alljährlich zur Behackung seiner ausgepflanzten

Kartoffeln verwenden muß, sonntäglich nur seine Feldfrüchte und sein Viehfutter säen, mähen und einbringen kann, — raubt ihm nicht nur die Freude daran, sondern bewirkt auch, daß er aus Mangel an Zeit und Kräften nicht den Ertrag daraus ziehen kann, auf welchen er sonst bei genügender Pflege sicher rechnen könnte. Dadurch entbehrt er die Aussicht, einen Mehrertrag aus seiner Haushaltung zu gewinnen und sich etwas mehr, als zur täglichen Nothdurft dient, zu erwerben. Den sittlichen Nachtheil aber sowie den physischen Schaden, welcher ihm durch Entziehung des Sonntags erwächst, wollen wir nach dem, was früher darüber gesagt worden ist, hier nicht wiederholen. Stumpfsinn und Theilnahmlosigkeit am öffentlichen wie privatlichen Leben sind noch nicht die schlimmsten Folgen, woran deshalb unsere ländlichen Arbeiter leiden. Auch hier fordern wir im Namen eines großen Theils unserer Mitbürger, welche vielleicht nur darin sich von ihrer Herrschaft unterscheiden, daß sie schlechter essen, aber nicht schlechter empfinden, — daß die Gesetzgebung für sie eintrete, ihnen ihr heiligstes Unrecht an den Sonntag wiedergebe und sie darin schütze. Wenn eins, so ist das Verhältniß der ländlichen Arbeiter zum Arbeitgeber ein auf sittlichen Grundlagen ruhendes, mehr als das der städtischen Arbeiter zu ihren Fabrikherren, und daher müßte gerade auch bei ihnen das religiös-sittliche Gefühl ganz besonders geschont und nicht durch Entziehung des Sonntags abgestumpft werden. Die, welche dazu Veranlassung geben, meinen zwar dadurch einen Gewinn zu erlangen, im Grunde aber schädigen sie ihren eigenen Vortheil, sie schwächen die Arbeitskraft und Arbeitslust ihrer Leute. Sie selber aber trifft der Vorwurf, daß sie wohl wußten Gutes zu thun, aber solches nicht thaten, und das gereicht ihnen zur Sünde.

9. Weitere Fürsorge für die Arbeiter.

Wie im mosaischen Gesetz die physische und moralische Seite des Menschen ungetrennt zusammengehalten wird, so haben auch wir in der bisherigen Darstellung dessen, was zur Hebung der arbeitenden Klasse dient, beide Seiten absichtlich nicht von ein-

ander gehalten. Denn beide stehen in lebendigster Wechselwirkung zu einander. Es wäre nun noch zu bedenken, ob etwa in außerordentlicher Weise auf dem Wege der Belehrung bei den Arbeitern eingewirkt werden müßte, damit sie selber für die Pflege und Kräftigung ihres leiblichen und geistigen Wohlergehens zugänglicher und befähigter werden möchten. Wir verkennen keineswegs die löbliche Absicht derer, welche durch außerordentliche Mittel, wie z. B. durch Lektüre, Vorträge, Unterhaltungs- und Erbauungsstunden, durch allerlei Vereine und Verbindungen unter den Arbeitern deren Hebung und intellektuelle Bildung versuchen und auch nicht ohne Erfolg erstreben. Was hiervon geschieht, muß stets seine Anerkennung finden, auch selbst, wenn die erwarteten Erfolge sich dem Auge entziehen. Denn keine sittliche Einwirkung bleibt spurlos, ja hinterläßt oft noch reichlichere Erfolge, als die Parabel von viererlei Acker angibt. Auch ist's richtig, daß außerordentliche Zustände, wie die Lage unserer Fabrikarbeiter an den meisten Orten, wiederum außerordentliche Mittel erheischen. Allein so trefflich dergleichen außerordentliche Mittel auch sein mögen, immer behalten sie einen nur temporären Werth. Denn der Schwerpunkt ihrer Erfolge liegt in der Persönlichkeit, aber Personen kommen und gehen, und mit der abtretenden leitenden Persönlichkeit tritt häufig auch die Seele aus der Vereinsthätigkeit. Immer bleibt es leichter, irgend einen segensreich wirkenden Verein zu gründen, als denselben in reger Lebensthätigkeit zusammen zu halten. Wo sich Kräfte finden unter Arbeitern, einen Männerverein zu bilden, welcher durch anregende Vorträge oder durch gemeinsame Besprechung einzelner sie interessirender Gegenstände und Tagesfragen, sowie auch durch heitere Geselligkeit dieselben anzieht und die besseren Elemente vereinigt, — da sollte man die Gelegenheit eifrigst ergreifen und die Bildung eines derartigen Vereines möglichst fördern. Ebenso sind unter den jüngern Arbeitern Jünglingsvereine und Fortbildungsvereine dringend zu empfehlen. Bei derartigen Bestrebungen sei man ja nicht zu engherzig, sondern gestatte ihnen eine möglichst freie Bewegung, sobald die leitende Persönlichkeit hinlängliche Garantie dafür bietet, daß darin alles ehrbar und ordentlich zugehe. Es ist ein Segen

darin, daher verderbe man es nicht, weder durch Engherzigkeit, noch durch zu große Weitherzigkeit. Wer Leute beschäftigt, der hat seiner Pflicht noch lange nicht genügt, wenn er sie in seiner Werkstätte scharf kontrollirt, ihm muß es ebenfalls am Herzen liegen, wie dieselben ihre freie Zeit verbringen. Das gilt insonderheit von den jugendlichen Arbeitern, welche am Arbeitsorte fremd und daher ohne sittliche Stützen sind. Bekanntlich verliert ein jeder Mensch, sobald er aus der Heimat geht und in fremde Umgebungen tritt, ein gut Theil seiner sittlichen Stützen und geräth ihm die Fremde zu großen Versuchungen. Das gilt insbesondere von der großen Menge von Erd-, Torf-, Ernte- und Bauarbeitern, welche schaarenweise die Heimat verlassen, um während der Sommermonate in ferner Gegend ihr Brod zu suchen. Wer dieselben engagirt, der kann sich auch der sittlichen Verpflichtung nicht entziehen, ein wachsames Auge über ihren Wandel und ihre Lebensweise zu haben. Wie jammervoll liegen dieselben oft in elenden Hütten ohne Unterschied des Geschlechts, oder haben Kofthäuser, deren Inhaber sich nicht scheuen, die Armen rücksichtslos gewähren zu lassen, um sie destomehr eigenmützig auszubeuten. Man denke an die Torfstecher und Ziegelbäcker, welch' ein Leben sie oft führen. Auch hier kann und muß staatlich mitgewirkt werden, daß diese Zustände endlich aufhören. Wer aber kontrollirt gegenwärtig ihre Lagerstätten, wer ihre Lebensweise? Kann der Unternehmer nicht verantwortlich gemacht werden, daß er wenigstens dafür einstehe, daß die fremden Leute auch menschlich behandelt werden? Wer eine Rotte solcher Arbeiter engagirt, muß vorher Sicherheit bieten, daß für ihre physische wie moralische Pflege hinlänglich gesorgt werde. Es ist ein unnatürliches Verhältniß, daß man andern Leuten, z. B. der innern Mission, es lediglich überläßt, hier Samariterdienste zu üben, und den Fremdlingen, die den Unternehmern Geld verdienen, die Wohlthat der Sonntagsfeier und des Gottesdienstes darzubringen. Und wie oft wird sie auch hieran durch die Habsucht der Unternehmer gehindert, welche vielfach nicht blos Arbeitgeber, sondern auch zugleich Lieferanten der Lebensmittel dieser Arbeiter sind, und von deren Unmäßigkeit Vorthail ziehen. Hier thut es noth, daß

Reiseprediger, ähnlich den Feldpredigern, diesen Schaaren beigegeben werden, um nach einzelnen Distrikten diese Arbeiter um sich zu sammeln, damit sie wieder inne werden, daß der Mensch nicht von Brod allein lebe. Wie viele kehren schlechter wieder heim, als sie im Frühjahr ausgezogen! Auch bedarf es bei ihnen oft weniger der eigentlichen Predigt, als vielmehr des unter ihnen missionirenden eigentlichen Zwiegesprächs. Sind volkreiche Orte oder kleinere Dörfer in der Nähe, da würden Männer- und Jünglingsvereine besonders am Sonntage ihre schönsten Segnungen über jene Fremdlinge verbreiten. Es kommt ja bei diesen Vereinen weniger auf belehrenden Unterricht, als vielmehr auf anregende und erhebende Mittheilungen und Besprechungen an. Und sicher ist's, daß wo ein menschlich Herz redet, da auch immer menschliche Ohren zum Hören sich finden werden.

Auch Gesangsvereine bleiben zu empfehlen. Wie Orpheus durch seinen Gesang Gefittung unter die Wilden brachte, so übt noch heute der Gesang ganz besonders auf unser deutsches Volk eine magische Wirkung aus. Und obwohl unsre Liedertafeln nicht selten in lieberliche Tafeln ausgeartet sind, dennoch wird die Pflege von Gesangsvereinen, sofern die leitende Persönlichkeit in der Wahl der Gesänge nur einigen sittlichen Tact besitzt, ihre guten Früchte tragen. Desgleichen auch Turnvereine. Ueberhaupt muß hier jedweder Versuch, welcher jugendliche Gemüther, sei es durch Spiel und Scherz, sei es durch ernstere Beschäftigung, zu einer gesunden heitern Geselligkeit verbindet, gern gesehen, ja unterstützt werden. Denn alle derartige Verbindungen, welche an die Oeffentlichkeit treten, stellen sich dadurch schon unter die öffentliche Kontrolle und sind weniger zu fürchten, als diejenigen, welche nur innerhalb der vier Wände sich zurückziehen. Es ist schön, wenn auf solche Weise ein gewisser Korporations Sinn, der unsern Arbeitern leider sehr abhanden gekommen ist, sich wieder bildet. Anders werden sich diese Vereine im Sommer, anders im Winter zeigen.

Ob der Arbeitgeber persönlich sich daran betheiligen und zur Bildung solcher Vereine die Initiative ergreifen müsse, läßt sich nicht im voraus und für alle Fälle bestimmen. Alle können nicht

alles, und was hier jemand, wie sich von selbst verstehend, thut, das kann bei einem andern mißtrauisch angesehen werden, gleich als ob man die Absicht merke und deshalb versimmt werde. Ueberhaupt bleibt es rathsam, daß jeder, der eine größere Anzahl Arbeiter beschäftigt, auch jeden Schein sorgfältig meide, als ob er die freie Bewegung seiner Leute beeinflussen wolle. Dieselbe werde so wenig als möglich gehindert, und bleibe es den Leuten überlassen, sich ihre Vereine der Geselligkeit und Belehrung selber zu bilden und den Arbeitgeber etwa um Lokal oder sonstige Unterstützung dafür anzugehen. Je mehr dergleichen Dinge aus der Mitte der Arbeiter herauswachsen, desto lebensfähiger pflegen sie zu werden. Werden dieselben aber vom Komptoir aus befohlen oder empfohlen, so nehmen sie gar leicht eine schwindstüchtige Gestalt an, sind etwas Gemachtes und kein Naturwüchsiges. Ein für seine Arbeiter wohlwollender Mann hat gar mancherlei Mittel und Wege, bei seinen Leuten dahin anregend zu wirken, daß dieselben aus eigenem Antriebe die Vereine zu bilden sich bestreuen, welche zuletzt der Arbeitgeber wünscht. Aehnlich verhält sich's mit Einrichtung von Bibliotheken. Dieselben werden viel weniger oder in unlautrer Absicht benutzt, wenn sie nur das Produkt des Arbeitgebers sind, als wenn sie von den Arbeitern selber gewünscht und ins Leben gerufen werden. Machen sie die ersten Versuche zur Gründung einer Volksbibliothek, dann komme man ihnen förderlich entgegen, theils in Herstellung eines dafür geeigneten Raumes, theils durch Geschenke an Büchern und durch allerlei Rathschläge für Anschaffung derselben, ohne jedoch den Schein einer Bevormundung zu erregen. Die Lese Lust unserer Zeit muß gepflegt und zur Bildung der Zeitgenossen benutzt werden. Auch gute Zeitungen müssen vorhanden sein, damit nicht die Lektüre schlechter Blätter überhand nehme. So gewiß es heilige Pflicht ist, daß ein Arbeitgeber sich darum kummere, daß seine Leute gutes Brod genießen, so gewiß muß er sich auch darum kümmern und davon überzeugen, daß sie eine gesunde Lektüre, ein unverdorbenes Brod für ihre Seele genießen. Diese Sorge verursacht keine Kosten, oder wenigstens so geringe, daß sie gar nicht in Anschlag kommen können. Was sind das wohl für Ausgaben, wenn in

jeder Menage ein oder zwei Exemplare einer populären und nützlichen Zeitung ausgelegt werden? Wird das verabsäumt, so suchen sich die Arbeiter diese ihre Nahrung in Schenkwirthschaften und fallen auf sozialistische Blätter.

Man hat vielfach von geistlichen Erbauungsstunden für Arbeiter in industriellen Bezirken gesprochen. Obwohl wir gern einräumen, daß die Wahrheit des Evangeliums nicht häufig genug kann angeboten werden, und daß, je häufiger sich dazu die Gelegenheit findet, auch das Verlangen zu hören desto mehr erweckt und, obwohl man auch den geringsten Menschen des besten Wortes werth halten muß, dennoch möchten wir besondere Arbeiterandachten nicht empfehlen. Denn abgesehen von der Schwierigkeit, hierfür Zeit und Raum, besonders in einer konfessionell gemischten Bevölkerung, zu finden, sind wir von vorne herein gegen Andachtsübungen für besondere Geschlechter, Stände und Klassen. Ihnen haftet gewöhnlich der Beigeschmack einer nicht zu billigenden Besonderung an. Dagegen öffentliche allgemeine Erbauungsstunden so gelegt, daß auch Arbeiter nach vollendeter Schicht daran theilnehmen können, können nicht genug empfohlen werden.

Da sich unsere Arbeiterbevölkerung in letzter Zeit stellenweise plötzlich so angehäuft hat, daß die bisherigen Parochialbezirke nicht mehr genügen, und viele Gemeinden dadurch eine Ausdehnung gewonnen haben, daß der persönliche Verkehr zwischen Seelsorger und Gemeindegliedern völlig illusorisch wird, so kann es nicht fehlen, daß die geistliche Pflege unter denselben sehr mangelhaft geworden ist. Die Prediger werden sich auch begreiflicherweise den bekannten Gemeindegliedern mehr widmen, als den fremden Ankömmlingen, die vielleicht auch alle Ursache haben, sich der geistlichen Aufsicht zu entziehen. In diesem Uebelstande haben wir einen großen Theil der Schäden zu suchen, woran unsere Arbeiter leiden. Es muß, soll es besser werden, ein persönliches Verhältniß zwischen ihnen und ihrem Pfarrer angestrebt werden. Das geht aber nur, wenn man an solchen Orten kleine Parochien gründet, welche die Möglichkeit eines persönlichen, seelsorgerlichen Verkehrs gewähren. Das wird nicht durch Vermehrung der pfarramtlichen Kräfte in der vergrößerten Herde, sondern

nur durch Zutheilung kleiner Distrikte an einzelne Prediger erzielt. Freilich wird hier der Kostenpunkt als ein unübersteigliches Hinderniß genannt werden. Wer soll die bedeutende Summe, welche ein geordnetes Pfarrsystem erfordert, beschaffen? Die Arbeiter, welchen es dienen soll, vermögen's nicht. Die Fabrikherren? Wie kommen sie dazu, Tausende zu opfern für eine Sache, welche mit ihrem Geschäfte keinen direkten Zusammenhang hat. Der Staat? Derselbe beeilt sich, der Kirche den Scheidebrief zu geben, oder er hat es wohl schon gar gethan. Fromme Vereine aus auswärtigen Gemeinden? Ihre Mittel reichen nicht hin. Doch, wer den Erfolg genießen will, darf vor den Mitteln nicht zurückschrecken. Und da der Segen solcher Gemeindestiftungen den Arbeitern oder Arbeitgebern, dem Staate und der ganzen christlichen Gemeinschaft zu Theil wird, müssen sie auch sämmtlich die Mittel dazu beschaffen. Auch Arbeiter können bei jedem Lohntage einen Beitrag geben und werden sich's nicht weigern, sobald die Arbeitgeber und die Muttergemeinde und die ganze Landeskirche sich hierfür opferwillig zeigen. Können die schönen stolzen Gebäude, welche die Industrie als ihre Hallen errichtet, sich schnell erheben, sollte da nicht auch daneben eine Hütte Gottes können aufgerichtet werden? Hat das Militär für so und so viel tausend Mann seinen eignen Prediger, warum sollte für je 2000 Seelen unsrer Arbeiter nicht auch ein Prediger angestellt werden können? Daß es nicht geschieht, das liegt hauptsächlich an dem Mangel der Ueberzeugung von seiner Nützlichkeit. Wo unsere Zeit die Nützlichkeit einer Anlage begreift, fehlt es ihr bei ihrem so scharf ausgebildeten Utilitätsprinzip auch nie an Mitteln. Also wäre es nächste Pflicht, die Zeitgenossen von der Nützlichkeit unsers Vorschlags zu überzeugen. Wem das gelingt, dem fließen auch die Mittel.

Desgleichen müssen wir verlangen, daß bei allen truppweise an einzelnen Orten jährlich zu bestimmten Zeiten angehäuften Arbeitern, wie bei Eisenbahn-, Deich- und ähnlichen Bauten, auch bei Torfstechereien und dgl. Beschäftigungen, für geistliche Pflege Sorge getragen werde. Hier genügen einzelne, zeitweise stationirte Reiseprediger, deren Gewinnung und Unterhaltung weniger schwierig und kostenreich ist, als die Gründung kleiner Pfarrsysteme.

Da fänden Predigtamtskandidaten, welche vielleicht sonst am Markt müßig stehen, eine treffliche Vorbereitung für ihr Amt. Dazu könnten die Mitglieder der Predigerseminare, deren wir freilich äußerst wenige haben, benutzt werden. Dieselben bezögen für diese Monate ihr Stipendium und würden einer geringen Zulage bedürfen, um sich praktisch zu üben und das Volk in seinen Bedürfnissen kennen zu lernen, mit ihm zu leben, zu fühlen und zu entbehren. Diese zeitweiligen Ausfendungen würden zugleich zu ihrer theoretischen Bildung ein treffliches Komplement liefern. Den Gemeinden kämen die hier gesammelten Lebenserfahrungen ihrer künftigen Pfarrer sehr zu statten und würde letztern ein Herz für die Schäden unsers Volkes bereiten.

Zu der physisch-moralischen Hebung des Arbeiterstandes müßten wir auch die Versuche rechnen, welche hie und da von den Arbeitgebern gemacht werden, ihren sämtlichen Leuten alljährlich eine Festlichkeit zu bereiten. Den ersten Anstoß hierzu mögen wohl die Erntefeste bei den ländlichen Arbeitern gegeben haben. Denn dieselben gehören zu den alten Traditionen, schon im Alten Testamente finden wir sie. Trotz aller Ausschreitungen, welche hie und da mit unterlaufen, können sie nur gebilligt werden und dienen bei den Landbewohnern zu einem Bindemittel zwischen der Guts-herrschaft und ihren Arbeitern. Das alte Herkommen, daß bei solcher Gelegenheit der Großknecht mit der Oberamtswärterin und die Magd mit ihrem Gutsheeren den Reigen eröffnet, übt einen größern moralischen Einfluß auf das Verhältniß der Stände zu einander, als tiefsinnige Vorträge es vermögen. Wo aber bei derartigen Festlichkeiten die Arbeiter nur in ein öffentliches Lokal geführt werden, um daselbst auf Kosten ihrer Arbeitgeber sich an Speise und Trank und an andern Lustbarkeiten zu vergnügen, da mangelt dem Feste schon der eigentlich sittliche Duft. Dieser sittliche Duft liegt eben darin, daß die Arbeiter bei ihrem Herrn zu Gäste geladen sind und mit ihm gemeinsam sich ergözen. Wo der Gastgeber eben selber fehlt, sich für seine Gäste als zu gut und vornehm ansieht, da sinkt seine Gastlichkeit zu einer puren Abfütterung herab, bei welcher der große Unterschied der Stände

nur desto unheimlicher empfunden wird. Statt Arbeiter und Arbeitgeber einander näher zu bringen, werden sie also nur schärfer von einander getrennt. Wer sich nicht selber mit seinen Arbeitern zu freuen vermag, der bereitet ihnen auch durch dergleichen Kostenaufwand keine besondere Freude, höchstens einen undankbaren Rausch. Wo es aber die Verhältnisse gestatten, und das möchte in allen kleinen Kreisen wohl angehen, da kann es den Arbeitgebern nicht warm genug empfohlen werden, sich zuweilen den geselligen Freuden ihrer Leute beizugesellen, mit ihnen sich aufrichtig zu freuen und selber ihnen Feste zu veranstalten. Natürlich gilt dasselbe auch beim Gegentheil, nämlich mit den Weinenden zu weinen. Und diese Theilnahme möchte unzweifelhaft noch mehr die Herzen an einander fesseln. Ueberhaupt kann der persönliche Verkehr des Arbeiters mit dem Hause seines Brodherrn nicht hoch genug angeschlagen werden. So weit als es nur möglich, soll und muß der geringste Arbeiter wissen, in der Familie meines Herrn finde ich lebhaftige Theilnahme an allem, was sich in meinem Hause Freudiges oder Trauriges ereignet. Leider hört bei unsrer Großindustrie jede derartige persönliche Beziehung zu den Arbeitern auf. Und das ist ein Unglück. Daher kommt das Mißtrauen, als ob die Arbeiter nur ausgenutzt und wie Lastthiere behandelt würden. Auch da, wo die Großindustrie mehrere Tausende beschäftigt und die Leiter derselben nicht einmal die Namen ihrer Arbeiter zu kennen vermögen, könnte in dieser Beziehung doch noch manches geschehen, daß sämtliche Arbeiter fühlten, wie sowohl beim obersten Arbeitgeber als auch bei den leitenden Beamten ein menschliches Herz für sie schlägt, das an ihrem Glück und Unglück aufrichtig theilnimmt. Wenn König Mithridates jeden seiner Soldaten in seiner Armee, die allerlei Sprachen in sich vereinigte, in der Muttersprache desselben anreden konnte, wie sollte es nicht möglich sein, allmählig eine solche Personenkenntniß seiner zahlreichen Arbeiter zu erlangen, daß man nicht auch die einzelnen in der Sprache aufrichtiger, herzlicher Theilnahme anreden könnte? Dazu bedarf es keiner kordialen Vertraulichkeit, das kann sogar in der reservirtesten Stellung und in aristokratischer Zurückhaltung geschehen und doch wohlthun, wie der Thau

den welken Blumen. Freilich ist die echte Popularität, welcher eine vornehme Herablassung ebenso fremd sein muß, wie ein unterschiedsloses Fraternisiren mit den Untergebenen, ein Erbtheil nur weniger Seelen, doch bei gutem Willen oder vielmehr bei einem von christlicher Liebe berührten Herzen kann ein jeder darin viel ausrichten und erreichen. Man hat früher das Verhalten des Adels gegen seine Zugehörigen, wie überhaupt das Benehmen der alten Aristokratie gegen Bürgerliche einer scharfen Kritik unterzogen, aber die Ueberhebung gewisser Industrieller über ihre Arbeiter übertrifft darin jene Geburtsaristokraten bei weitem. Die gegenwärtige Geldaristokratie setzt jene, was Luxus und Ueberhebung betrifft, weit in den Schatten. Ihnen gegenüber erscheint jeder Unbemittelte nicht viel mehr, als eine Sache, deren Werth nur nach ihrer Ausnützbarkeit berechnet wird. Arbeiter erscheinen in diesen Augen nur als Material, dessen Verbrauch vom Kapitale abhängt. Und so lange dieser geldaristokratische Ton herrscht, so lange werden auch alle Versuche, die Lage der Arbeiter zu heben, ohne Erfolg bleiben. Denn weder Lohnerhöhungen, noch Krankenkassen, noch Wohnungen, die ihr euren Leuten gebt, werden sie nicht nur nicht zufrieden stellen, sondern nur anspruchsvoller machen. Alle diese Bonifikationen erscheinen ihnen nur als vorläufige Abschlagszahlung einer künftigen gründlichen Abrechnung. Werden die Arbeiter nur als Material betrachtet, was Wunder, wenn dieses Material sich dermaleinst in seiner ganzen Sprödigkeit zeigen wird? Nicht mit Unrecht erkennen sie auch zwischen euch und sich keinen andern Unterschied, als daß ihr besser esset, denn sie. Und das reizt sie zu immer größerem Mißtrauen. Dem kann nur erfolgreich entgegengetreten werden, wenn man die Arbeiter in ihrer vollen Menschenwürde achtet und respektirt.

Wir können uns nicht davon überzeugen, als ob das Verhältniß der Arbeiter zum Arbeitgeber nur ein zufälliges sei, was auf keiner andern Basis beruhe, als daß der Unternehmer ausruft: Wer will mir diese oder jene Berrichtungen für einen beliebig festgesetzten Tagelohn thun! In solchem Falle gibt es zwischen beiden keine andere rechtliche Verbindlichkeit, als daß der eine die ihm angetragene Berrichtung thut, der andere aber seine Zahlung

leistet. Das wäre ziemlich dem ähnlich, als wenn ein Fremder auf einem Bahnhofe einen Dienstmann nimmt und seine Effekten sich tragen läßt. An dem beabsichtigten Punkt angelangt, trennen sich beide nach erfolgter Zahlung, ohne sich weiter um einander zu bekümmern und je wieder zu sehen. Der Dienstmann hat aber vor dem Arbeiter noch den Vortheil, daß er eigentlich im Solde eines andern steht und dem Fremden seine festgesetzte Bezahlung vorschreibt, während der Arbeiter sich den Lohn vom Arbeitgeber muß feststellen lassen. Bei gegenwärtiger Sachlage kann man nur sagen, der gewöhnliche Arbeiter gleicht jetzt dem Sklaven, welchen sein Herr für irgend einen Preis andern in den Dienst gibt. Ja der Sklave hat den Vorzug, daß er um die Höhe des Lohnes ganz unbekümmert bleibt, da Essen, Kleidung und Wohnung ihm doch verbleibt, er mag viel oder wenig für seine Dienste einbringen, während unsre Arbeiter alle ihre Bedürfnisse von ihrem Lohne befriedigen müssen und dem Arbeitgeber es gleich bleibt, wie er damit auskomme. Das gegenwärtige Lohnverhältniß würde genügen, sobald die Arbeitermasse nicht lediglich auf ihren Tagelohn in allen ihren Bedürfnissen angewiesen wäre. Ja besäße noch jeder sein Häuschen und Stück Land, das ihn zur Nothdurft ernähren könnte, so würde der Arbeitslohn ihm nur als eine schöne Zugabe dünken, auf welche er im Nothfalle auch einmal verzichten oder wenigstens davon etwas nachlassen könnte, — dann möchte es wohl gehen. Aber so verlangt der Arbeitgeber die ganze Kraft und Zeit des Mannes, beansprucht seine Dienste täglich und wohl auch noch des Nachts, will nicht, daß er noch in anderer Weise sich beschäftigen, sondern ihm alleine diene. Was folgt aus diesen Ansprüchen? Unzweifelhaft das, daß der Arbeiter auch da, wo er sich ganz hingibt, wieder ganz und gar nach seinen Bedürfnissen befriedigt werde, sein Dasein gesichert erlangt. Das Verhältniß zum Arbeitsherrn ist ein sittliches. Dieser sucht sein Lebensziel in einer Unternehmung, dazu bedarf er andere Personen zur Hülfe, folglich muß er diese Personen wieder so stellen, daß auch sie ihr Lebensziel erreichen können. Oder der eine sagt: Meine Existenz suche ich in dieser Unternehmung, helfst ihr viele mir dazu, so will ich auch eure Existenz sichern. Oder: Ich widme meine Zeit

und Kräfte diesem Geschäfte, gebt mir auch eure Zeit und Kräfte dazu. Was folgt daraus? Daß beide Theile für einander ein- stehen müssen, um zu dem erwünschten Ziele zu gelangen. Der eine kann die vielen eben so wenig entbehren, wie diese ihn, beide Theile haben einen Pakt fürs Leben geschlossen, sie bilden eine Ehe der Arbeit. Man kann auch nicht sagen, der Theil, wo die Intelligenz ist, gilt mehr. Das wäre eben so unrichtig, als wenn ich sagen wollte, die Seele gilt mehr als der Leib. Ohne Leib vermag unter dieser Sonne die Seele nichts, ohne materielle Kräfte aber auch die Intelligenz nichts. Beide sind einander unentbehr- lich, beiden gebührt also auch gleicher Gewinn von dem, was sie zusammen erarbeiten. Gerade wie das, was in der Ehe erwor- ben wird, dem Manne wie der Frau zusammen gehört, so muß auch das, was der Arbeitgeber mit seinen Arbeitern erwirbt, beiden zusammen gehören.

10. Der Arbeitslohn.

Hier wären wir an einem Punkt angelangt, wo es scheinen möchte, als ob wir dem Kommunismus oder gar dem Sozialis- mus mit vollen Segeln entgegenstüerten. Das eine wie das andere liegt uns gleich fern. Wir wollen weder, daß der Arbeit- geber mit seinen Arbeitern theilen, noch daß die Arbeiter Mittheil- nehmer am Geschäfte sein sollen. Wir sagen nur, daß die gegen- wärtigen Lohnverhältnisse nicht mehr genügen. Auch wird mit zeitweiser Erhöhung des Arbeitslohnes nichts ausgerichtet. Die- selbe wird und muß sich jedenfalls mit der Zeit steigern, indem der Werth des Geldes zum Werthe der Nahrungsmittel im um- gekehrten Verhältnisse steht. Die Nahrungsmittel steigen im Werthe und das Geld sinkt im Werthe. Brod und Butter und Fleisch kosten jetzt dreimal mehr, als vor 25 Jahren. Was ich sonst für 5 Sgr. erhielt, dazu bedarf ich jetzt wohl 15 Sgr., also ist der Werth des Geldes um's Doppelte gesunken. Und wie der Werth des Geldes sinkt, so wird sich der Arbeitslohn steigern müssen. Der Einwurf, daß unsere Industrie eine große Menge unsrer Bedürfnisse, besonders die der Kleidung, wohlfeiler gemacht hat,

will wenig sagen, so lange die Nahrungsmittel den Arbeitslohn zu absorbiren drohen. Den Arbeiter nur auf seinen Tagelohn beschränken, heißt ihm nur gerade so viel zukommen lassen, daß er sich bei gesunden Verhältnissen mit seiner Familie am Leben erhält. Wird er krank und altersschwach, da fällt er als ausgenutzte Arbeitskraft der öffentlichen Armenpflege zu. Wie abnorm! Also die, welche seine Zeit und Kräfte bis zur Reife ausgenutzt haben, überlassen andern die Verpflegung dieser abgenutzten Kraft. Das, was sie zur öffentlichen Armenkasse beisteuern, steht gewöhnlich in gar keinem Verhältnisse zu dem, was sie ihr aufbürden. Ist das gerecht? Das Sklaventhum der Hellenen, Römer und Hebräer handelte gerechter. Der Herr der Sklaven, welcher ihre Zeit und Kräfte in seinem Dienste ausgenutzt hatte, ernährte sie auch im Alter und verwies sie nicht auf die Kommunkasse. Und sind die meisten unsrer Arbeiter nicht eben so an ihre Arbeitgeber gebunden, wie früher die Sklaven? Zwar können sie ungehindert gehen und kommen, können sich frei bewegen und ihren Arbeitslohn beliebig verwenden, aber mit unzerreißbaren Banden haften sie an der Werkstätte, weil sie weder zu andrer Beschäftigung noch wegen Weib und Kinder willkürlich Arbeit am fremden Orte suchen können. Und die das thun, gehören entweder den jüngern Arbeitern zu oder gleichen den Zugvögeln, welche sorglos die Heimat wechseln, hoffend ihr Futter zu finden, bis sie altersschwach zuletzt den notorisch Armen verfallen.

Unser Arbeitslohn rührt aus den Tagen der Kindheit unsrer Industrie her. Als hie und da ein Fabrikzweig eingeführt zu werden anfang, waren die meisten Arbeiter ortsangefessen, welche, weil sie ein kleines Eigenthum erworben hatten, mit einem ortsüblichen Tagelohn gern fürlieb nahmen, und dieses Nebenverdienst freudig begrüßten. Allein mit der Zeit hat sich ein Arbeiterstand gebildet, welcher einzig und allein auf bestimmte Produktionen angewiesen ist und darin seine Lebensaufgabe findet. Da muß auch das, was bei der Kindheit unserer Industrie genügte, aufhören, sie muß im Mannesalter abthun, was der Stufe der Kindheit entsprach.

Der Arbeitslohn wird schon längst als ungenügend befunden. Arbeiter bringen daher bei jedweder Gelegenheit auf Erhöhung desselben und Herabsetzung der Arbeitsstunden. Das pflegen die gewöhnlichen Forderungen aller Strikes zu sein. Fabrikherren haben nicht minder eingesehen, daß gegenwärtige Lohnverhältnisse sich nicht mehr lange halten können. In menschenfreundlichster Absicht sind sie dem Arbeiter entgegen gekommen. Ehre diesen Männern und ihren edlen Bestrebungen. Hier haben sie versucht, am Jahreschluß ihre Arbeiter durch außerordentliche Gratifikationen zu erfreuen, oder ihnen eine bestimmte Summe nach treuer Dienstleistung für den Feierabend ihres Lebens, unter gewissen Garantien in Aussicht gestellt. Dort haben sie dieselben vermocht, sich und die Frau in eine Lebensversicherung einzukaufen, wo der Arbeitgeber vielleicht zwei Drittel der Prämie zahlt und die Arbeiter ein Drittel in kleinen Abzügen eines jeden Wohntages beitragen, oder die Arbeitgeber machten, für die Arbeiter jährlich kleine Einlagen bei der Sparkasse und überreichten bei passender Gelegenheit den einzelnen ihr Sparkassenbuch. Auch das hat man gewagt, die Arbeiter förmlich zu Theilhabern der Unternehmung zu machen und ihnen alljährlich ihre Dividende auszuzahlen. Ohne diese Versuche einer weitem Kritik zu unterwerfen, bezeugen dieselben klar, daß das Unzulängliche des bisherigen Tagelohns gefühlt wird und daß man sich bemüht, den Arbeiter möglichst an den Arbeitgeber zu fesseln. Denn soll ein Werk floriren, so muß es sich selber einen Arbeiterstamm bilden und denselben zu erhalten trachten. Zwar werden in industrieller Gegend sich stets gewisse flottirende Theile der Arbeiterbevölkerung finden, doch der eigentliche Kern derselben wird im gegenseitigen Interesse festgehalten werden und sich immer aus der unruhigen Bewegung um ein bestimmtes Arbeitsfeld krystallisiren. Den meisten vorher genannten Versuchen, die Arbeiter fest zu halten und sie an das Geschick des ganzen Unternehmens zu binden, liegt eine große Willkür zu Grunde. Die Bonifikation hängt zu sehr von Gunst und Ungunst des Geschäftsinhabers oder seiner Beamten ab. Und das kann zuweilen das Gegentheil bei den Arbeitern hervorrufen, nämlich

- Verstimmung, Mißgunst, Augenbienerie, Unzufriedenheit. Freilich

muß der noch geboren werden, der allen Ansprüchen unserer Arbeiter genügen wollte.

Das vermeiden zwar die, welche die Arbeiter zu Theilhabern des Geschäfts machen, aber ihnen droht eine ebenso gefährliche Klippe. Das Geschäft wird gegründet, jeder Arbeiter kann die kleinste Einlage machen, es geht alles nach Wunsch und die Dividende kommt, aber in wie kleinen Bruchtheilen! Die Arbeiter verlangen Einblick in die Bücher, wollen Rechenschaftsbericht, dringen auf Mittheilung des ganzen Geschäftsganges. Soll ihrer Forderung genügt werden, so ist Gefahr, daß der Kredit des ganzen Unternehmens erschüttert wird. Mißglückt aber das Unternehmen, oder hat es mehrere flauere Jahre durchzumachen, kann keine Dividende gezahlt werden oder nur scheinbar vom Einlagekapitale selber, da zeigt sich ebenfalls der Zunder zu Strikese.

Das alles wird vermieden, wenn man ehrlich und gerecht die Verhältnisse abwägt. Es ist bisher gezeigt, daß bei allen Unternehmungen drei Faktoren zusammenwirken, welche gleich berechtigt erscheinen, das Kapital, die Intelligenz und die Arbeiterkräfte. Eins vermag ohne das andere nichts auszurichten, selbst zwei mit einander verbunden, bleiben erfolglos. Wo sie aber alle drei harmonisch wirken, da gibt es einen guten Klang und kann, sobald nicht besonderes Mißgeschick eintritt, Großes erreicht werden. Sind aber alle drei Faktoren einander gleich berechtigt, so verdient auch jeder einzelne gleichen Antheil am Erfolge. Das Kapital muß ebenso honorirt werden, wie die physische Arbeitskraft. Trägt jenes keine Zinsen, so der Verbrauch dieser desgleichen. Zieht die Intelligenz ihren Theil aus dem Gewinn, so die Muskelkraft ebenfalls. Diesen Ausführungen wird nicht widersprochen werden können, sie geben jedem das Seine, sind gerecht.

Allein nun fragt es sich, genügt dem dritten Faktor, der Arbeiterkraft, der gewöhnliche Arbeitslohn? Ist derselbe eine gerechte Entschädigung des Einsatzes an Kraft und Zeit des Arbeiters? Keineswegs. Dann dürfte auch das eingelegte Kapital nichts weiter bekommen, als landesübliche Zinsen. Diese landes-

üblichen Zinsen sind ebenso das Arbeitslohn des Kapitals, als der Tagelohn des Arbeiters die Zinsen seiner Arbeitskraft. Die Summe des eingelegten Kapitals entspricht der Summe der verwendeten Arbeitskräfte, beide wollen Zinsen machen. Der dritte Faktor, die Intelligenz, welche die Seele des ganzen Geschäftes ist, verlangt aber ebenfalls die Zinsen ihrer Verwendung, also muß auch ihr der gebührende Theil zufallen. Nun ist aber bekannt, daß bei jeder Produktion der Arbeitslohn sein Minimum und sein Maximum hat. Jenes besteht darin, daß der Arbeitslohn nur gerade den dringendsten Lebensbedürfnissen genügt, dieses, daß es bis zur Grenze des Gewinnes aus der Produktion steigt. Geschieht solches, so wird schon ohne Gewinn produziert, geht der Lohn aber darüber, so wird mit Nachtheil produziert. Ein Arbeiten mit Schaden kann nur so lange anhalten, als es die Höhe des Kapitals erlaubt. Reicht dieses nicht mehr aus, dann wird auch die Arbeitskraft stille gestellt werden müssen. Aber zwischen diesem Minimum und Maximum des Arbeitslohnes liegt noch eine große Skala. Dieselbe absolut bestimmen zu wollen, ist schlechterdings unmöglich. Da konkurriren die ortsüblichen Preise der Wohnung und Nahrung, sowie die Nachfrage nach den Fabrikaten und die Leistungsfähigkeit der Arbeiter u. a. m. Im allgemeinen darf man annehmen, daß sich die Höhe der Arbeitslöhne von selbst regelt. Allein soviel muß feststehen, daß kein Arbeitslohn geringer sein darf, als bei bescheidenen Ansprüchen die Erhaltung einer Familie von 4 bis 5 Personen erfordert. Da muß in Betracht kommen, was täglich die Miethe einer Wohnung von etwa 3 Räumen kostet, die Ernährung der Familie, daß solche täglich 1—1½ Pfund Fleisch oder Speck mit Gemüse kochen, auf den Kopf 1—1¼ Pfund Brod mit 2 bis 3 Loth Butter oder Schmalz verwenden, 2 bis 3 Sgr. Leucht- und Brennmaterial auf den Tag rechnen kann, was ungefähr einen Tagelohn von 20 bis 25 Sgr. durchschnittlich erfordern würde. Da fehlt aber noch Kleidung und eine Menge kleiner Ausgaben, die täglich unerwartet kommen, so wie Schulgeld und Steuerbeiträge, wonach eine tägliche Einnahme von mindestens 25 Sgr. bis 1 Thlr. erforderlich sein würde. Wir halten nun nicht dafür,

daß täglich Fleisch gegessen werden muß, aber wir wissen, daß, wo das Fleisch fehlt, auch die Masse des Gemüses und Brodes zur nöthigen Sättigung größer sein muß, also im Grunde wenig profitirt werden möchte, sobald das Fleisch wegfiel, zumal dann fürs Gemüse extra Butter oder Schmalz erforderlich sein würde. Rechnet man so den Haushalt unserer Arbeiter, so bleibt es ein Räthsel, wie sie bei ihrem Tagelohn bestehen können. Allein das Räthsel klärt sich auf, wenn man bedenkt, daß jede Familie bei nur einiger Wirthschaftlichkeit der Frau vieles zu benutzen versteht, was sich von Ueberbleibsel sowohl von Nahrung als auch Kleidung wieder verwerthen läßt. Dazu kommt, daß sobald die Arbeiterfamilien zwischen der übrigen Bevölkerung zerstreut wohnen, die meisten wieder einen Anhalt und eine Stütze an dem Haushalte besser situirter Familien finden. Wo dagegen die Arbeiter in besonderen Arbeiterkolonien leben, da pflegt, weil dergleichen Stützen nicht in der Nähe sind, ihr Haushalt auch kostspieliger zu werden, es sei denn, daß sie einen Garten oder ein Stück Land zur Bepflanzung haben. Doch das steht fest, daß bei dem gewöhnlichen Tagelohn nichts erspart und zurückgelegt werden kann, sondern alle Einnahme regelmäßig aus der Hand in den Mund geht. Nur wenn die Kinder heranwachsen, ist die Möglichkeit vorhanden, daß deren Miterwerb die Familie etwas hebt. Das pflegen daher auch in vielen Familien die glücklichsten Jahre zu sein.

Es muß aber jeder in der Lage sein können, daß er bei regelmäßiger Arbeit und gesunden Kräften für die Zeit etwas erübrige, wo seine Arbeitsfähigkeit aufhört und das Alter seinem Erwerbe ein Ziel setzt. Diese Möglichkeit ist bei gegenwärtigen Verhältnissen selbst dem redlichen und sparsamen Arbeiter nicht gegeben, sie wird ihm aber auch durch keine Lohnerhöhung gegeben werden, weil dieselbe auf die einzelnen Lohntage vertheilt, selten eine solche Höhe haben möchte, daß sie zu einer Spareinlage sich empföhle. Die vermehrte Einnahme wird stets wiederum zum Anlaß neuer Ausgaben, welche längst auf so gelegene Zeit verschoben sind, dienen, zumal wenn, wie ziemlich allgemein üblich ist, der Lohntag auf den Sonnabend fällt und ihm der zu außerordentlichen Ausgaben neigende Sonntag folgt. Hier sollte doch

endlich jeder Arbeitgeber dahin trachten, daß er seinen Lohn tag auf den Montag verlege, um den Arbeitern die Versuchungen des Sonntags zu erleichtern und sie vor dem noch häufigen Feiern des Montags zu bewahren. Diese Verlegung des Auslohnens auf den Montag scheint keineswegs eine Geringsfügigkeit zu sein, sie findet den hartnäckigsten Widerstand und erfordert wirklich eine weise Energie, gewährt aber beiden Theilen nicht geringe Vortheile.

Kann aber der gewöhnliche Arbeitslohn auch dem rechtschaffenen Arbeiter keine Mittel seiner Versorgung im Alter bieten, so ist's offenbar, daß der Verbrauch seiner Kräfte ihm zu geringe gelohnt wird. Das Kapital wächst, die Intelligenz wird reich, aber die Arbeiterkraft, durch welche beide zunehmen, muß darben. Das ist und bleibt eine Ungerechtigkeit, daher muß hier eine Ausgleichung eintreten. Eine solche wird nur dann gerecht sein, wenn sie jedem der drei Faktoren das Seine gibt. Der Reinertrag muß allen dreien zu Gute kommen. Unter dem Reinertrage verstehen wir aber den Gewinn eines Geschäftes, welcher nach Abzug der Kapitalzinsen, des Gehaltes des Geschäftsführers und der Arbeitslöhne, übrig bleibt. Fast regelmäßig wird der leitende Chef und der Besitzer des Kapitals ein und dieselbe Person sein, daß ihm also stets $\frac{2}{3}$ des Reingewinnes zukommen. Hat derselbe fremde Gelder, so zahlt er dafür nur die einfachen Zinsen, vertritt die leitende Stelle ein anderer, so kann dessen Gehalt so gestellt werden, daß ihm nur bestimmte Gratifikationen zufließen, also der eigentliche Chef immer den Haupttheil des Reingewinns behielt. Bei Aktiengesellschaften pflegt das Gehalt der leitenden Direktoren schon so hoch und mit einer solchen Tantieme verbunden zu sein, daß sie fast für mittheiligt am Geschäft gelten können; bei derartigen Gesellschaften würde der Reinertrag fast stets zu zwei Dritteln der Masse zur Vertheilung an die Aktionäre kommen und ein Drittel den Arbeitern verbleiben. Ein Theil des Reinertrages, welcher dem Kapitale zufällt, würde zugleich zur Bildung eines nöthigen Reservefonds dienen. Ebenfalls könnte das Kapital, falls dasselbe längere Zeit zinslos gearbeitet hätte, von diesem Ertrage des Reingewinnes 1 Prozent zur Restituirung seiner bisher verlorenen Zinsen vor-

ab nehmen. So würde es für die zinslose Zeit allmählig entschädigt. In den Fällen, wo das Kapital zuletzt selber verloren geht, wie z. B. bei Bergwerken, wenn sie aus- oder abgebaut sind, könnte ebenfalls 1 Prozent der Ausbeute zu seiner Amortisation verwendet werden. Ueberhaupt kann, wenn ein Unternehmen gute Dividende abwirft, 1 oder 2 Prozent, je nachdem der Reingewinn ist, zur Tilgung des Anlagekapitals vorab verwendet werden.

Nun fragt es sich, wie soll das Drittel des der Arbeitskraft zufallenden Reinertrages an die einzelnen Arbeiter verabfolgt werden. Soll man es ihnen am Jahreschluß baar in die Hand geben? Oder soll es ihnen im Hauptbuche gut geschrieben werden? Oder soll man es ihnen ansammeln als Kapital zu einer Invaliden-, Wittwen- und Waisenkasse? Wir wagen auf keine dieser Fragen ein unbedingtes Ja oder Nein zu antworten. Denn hier können lokale Verhältnisse das eine wünschenswerth erscheinen lassen, während anderswo dasselbe geradezu unzumuthig erscheinen würde. Selbstverständlich können wir nicht für eine kommunistische Theilung unter sämtliche Personen, welche zufällig im Laufe des Jahres in dem Geschäfte arbeiteten, sein. Auch können wir jener Cregefe, welche bei der Parabel von den Arbeitern im Weinberge daraus, daß die, welche nur eine Stunde gearbeitet hatten, denen, welche des Tages Last und Hitze getragen, im Lohne gleich gestellt werden, folgert, daß bei allen Arbeitern, abgesehen von ihren Leistungen, ganz gleiche Antheile an den Gütern der Erde eintreten müßten, nicht beitreten. Eine solche Theilung ist eine Vermischung göttlicher und menschlicher Verhältnisse. Einen Antheil an dem der Arbeitskraft zufallenden Drittel des Reingewinnes können wir nur denjenigen Arbeitern zugestehen, welche dem Geschäfte nicht nur schon länger dienen, sondern auch dem eigentlichen Kerne und Stamme der Arbeiter angehören. Auf diese Vertheilung würden nur diejenigen rechnen dürfen, welche seit einer Reihe von Jahren, z. B. seit fünf Jahren, dem Geschäfte treu und redlich gedient haben. Eine andere Norm der Vertheilung, etwa nach der Leistung der einzelnen, möchte stets einen großen Beigeschmack der Willkür an sich tragen, und das muß vermieden werden. Daher können wir die Vertheilung des

Drittels vom Reingewinne alljährlich an die einzelnen Arbeiter nicht befürworten, sondern würden eine Kapitalisirung dieses Antheils zum Besten der Arbeiter vorschlagen. Diese also anwachsende Summe würde sich am füglichsten zur Bildung einer Invaliden-, Wittwen- und Waisenkasse eignen. Zugleich könnte sie dazu dienen, einzelnen Arbeitern bei Gelegenheit Vorschüsse gegen einen sehr mäßigen Zinsfuß zu gewähren. Die Sicherheit für derartige Vorschüsse könnte in Bürgschaften bestehen und in jeder andern Weise erleichtert werden. Auf solche Weise bildete sich ein Vermögen der Arbeiter, welches ihr künftiges Alter, wie auch ihre hinterlassene Familie einigermaßen sicher stellte. Dieses Vermögen darf jedoch keineswegs im Geschäftsbetriebe stehen bleiben, sondern muß einer besondern, von den Arbeitern und dem Arbeitgeber erwählten Verwaltung überwiesen werden, welche dasselbe geschäftsmäßig sicher und rentabel anzulegen und Rechnung alljährlich zu legen hat. Wir verlangen eine strenge Trennung dieses den Arbeitern zukommenden Antheils des Reingewinns vom Kapitale des Geschäfts, damit jener Antheil bei etwaiger Auflösung und beim Verfall des Geschäftes nicht in die Liquidationssumme fließe und verloren gehe. Nur nach Verhältniß könnte in ungünstigen Jahren, wo nicht nur der Gewinn geringer wäre, sondern auch Verluste eintreten, diese vom Reingewinn gebildete Kasse der Arbeiter auch an ihrem Theil gehalten sein, den Verlust mittragen und decken zu helfen. Im übrigen muß dieses Eigenthum der Arbeiter durchaus respektirt und ihnen aufs gewissenhafteste reservirt bleiben. Dadurch wird dem Geschäft ein bleibender Arbeiterstamm erhalten und manche Ursache zur Unzufriedenheit gehoben werden.

Zwar wird es nicht fehlen, daß gegen diesen Vorschlag sich Stimmen über Stimmen erheben und alle erdenklichen Fälle aufgesucht werden, welche denselben als unausführbar und als eine alberne Chimäre ausgeben werden. Wenn man jedoch die Schwierigkeiten, welche Habsucht geltend zu machen sich anstrengt, abrechnet, werden keine andere Bedenken übrig bleiben, als nur die formaler Natur sind, und welche sich bei jedweder Steuerungs-

versucht werden geltend machen. Es sind das die Bedenken der praktischen Durchführung einer Sache, wie solche sich am bequemsten in das bisherige Getriebe des Lebens einfügen lasse. Vor allem gehört ein aufrichtiger Entschluß dazu, unsern Vorschlag ernstlich zu bedenken und dann versuchsweise im Stillen anzuwenden. Ob den Arbeitern gleich Mittheilung hiervon gemacht werden soll, oder ob ihnen bei Gelegenheit eine Ueberraschung mit Ueberweisung einer Summe zu dem bestimmten Zwecke gemacht werde, das muß jeder vernünftige Arbeitgeber bei sich selber entscheiden. Auch könnten einzelne Unternehmer und Gewerke zusammentreten und gemeinschaftlich handeln, um zugleich jenem Uebelstande, sich gegenseitig tüchtige Arbeiter abspenstig zu machen, vorzubeugen. Vergleichen Sünden gegen das 10. Gebot demoralisiren Arbeiter und Unternehmer zugleich. Wann wird endlich die Zeit kommen, daß man einsieht, wie der dem Nächsten zugefügte Schaden nie mir eigentlichen Gewinn bringen kann.

Das Hauptbedenken suchen wir bei Durchführung unsers Vorschlags in der Bestimmung des Drittels der Arbeiter vom Reingewinn. Unserer Meinung nach bedarf es hierzu keines Einblicks seitens der Arbeiter in die Geschäftsbücher. Sobald der Arbeitgeber erklärt, daß er von einem bestimmten Termine ab das Drittel seines Reingewinnes zur Verbesserung der Lage seiner Arbeiter verwenden wolle, so werden dieselben schwerlich eine Berechnung auf Heller und Pfennig vorgelegt haben wollen, sondern wird es längere Zeit auf Tren und Glauben gehen. Sollte jedoch später Mißtrauen sich erheben, so kann einer polizeilichen oder richterlichen Autorität, oder einem erprobten Geschäftsmann vertrauensvoll die Einsicht der Bücher gestattet werden. Bei Aktiengeschäften pflegt ja ohne dies die Rechnungsablage öffentlich zu geschehen. Bei Unternehmungen, die nur vorübergehender Natur sind, wie Torfstechereien, Bauten u. dgl., müßte freilich mit jeder Abwicklung des Geschäftes auch eine derartige Ueberweisung an die Arbeiter erfolgen. Da können ihnen bei Auseinandergehen vielleicht Sparkassenbücher überreicht werden, in welche sie ihre zeitweiligen Ersparnisse während der Arbeitszeit einzulegen angehalten werden. Denn im Durchschnitt pflegen dieselben, aus der

Ferne kommend, auch darauf angewiesen zu sein, sich im Sommer den künftigen Winterunterhalt zu sammeln. Meist sind sie gezwungen, ihren Lohn theilweise stehen zu lassen, was jedoch ein gewissenhafter Unternehmer nie dulden sollte. Denn immer haftet ihm der böse Schein an, als ob er aus dem stehen gebliebenen Lohn sich Zinsen machen wolle. Auch kann kein Unternehmer feste Garantie bieten, daß er am Schluß der Arbeit wirklich im Stande sei, den angehäuften Arbeitslohn redlich auszuzahlen.

Was die Habsucht gegen unsern Vorschlag für Einwände machen wird, das dient ihm zur Empfehlung bei allen denen, welche wissen, daß auch Arbeitgeber und Arbeiter dazu berufen sind, einander zu dienen mit der Gabe, die ein jeder empfangen hat. Wollen die Habgierigen ihre Arbeiter nicht also in ihre Mitleidenschaft von Gewinn und Verlust ziehen, dann wird und kann es nicht ausbleiben, daß sie von diesen in eine ganz andere Mitleidenschaft werden gezogen werden. Denn es bleibt wohl zu bedenken, wie gegenwärtig auf beiden Seiten die Habsucht an dem Seile zieht, das Arbeitgeber und Arbeitnehmer an einander bindet. Es wird und muß, wenn es so fortgeht, zu einem verderblichen Riß kommen. Wer klug ist, der bemeistert seine Habsucht und zeigt dem verblendeten Haufen, wie er wahrhaftig für seiner Arbeiter Wohl und Wehe ein menschlich Herz besitze. Die Hand hierzu muß durchaus von denen zuerst geboten werden, welche sowohl die Mittel, als auch die Einsicht besitzen. Wie läßt sich z. B. ein solches Verfahren vor dem Richterstuhle der Moral rechtfertigen, daß hier jemand ein Unternehmen, was rein nur vorübergehend und von zeitweiliger Mode abhängig ist und das er mit der klaren Absicht, dadurch etwa innerhalb zehn Jahren zu Reichthümern zu gelangen, unternimmt und eine Schaar Arbeiter an sich lockt. Allein sobald die Reichthümer gehäuft und der produzierte Artikel, wie vorher richtig vorausgesehen war, ohne Nachfrage bleibt, wird das Geschäft geschlossen, die Arbeiterschaa steht brodblos da, der Unternehmer zieht sich zum Genuß seines Gewinnes in eine ihm zusagende Gegend zurück. Wie soll man dies in unsern Tagen nicht seltene Verfahren nennen? Es verdient mindestens den Namen eines perfiden Mißbrauchs der

Kräfte und Zeit seiner Mitmenschen, welche er lieben soll, wie sich selber. Wie ganz anders würde die Lage der Arbeiter beim Auflösen des Geschäftes sein, wenn eine unserm Vorschlage sich nur annähernde Berücksichtigung der Arbeiter stattgefunden hätte! Wir sind weit davon entfernt zu glauben, in dem, was bis jezt gesagt ist, den Stein der Weisen gefunden zu haben. Nein, im Gegentheil bescheiden wir uns gern dahin, daß wir nichts weiter als Winke gegeben haben wollen, welche praktischen und einsichtsvollen Männern es überlassen, was davon und wie dasselbe sich im Leben durchführen lasse. Wir wollen die Kluft zwischen Reich und Arm nicht erweitern, sondern vielmehr überbrücken, aber verlangen, daß die Reichen zuerst versuchen diese Brücke zu betreten, damit sie jenen grollenden Massen freundlich die Hand zum Entgegenkommen bieten.

11. Kranken- und Sterbekassen. Schulgeld.

Unter den Mitteln zur Verbesserung der Lage der Arbeiter sind auch die Krankenkassen zu erwähnen. Dieselben finden sich jezt wohl allenthalben, wo ein Werk zahlreiche Arbeiter versammelt. Ueber ihre Einrichtung läßt sich eine allgemeine Regel nicht aufstellen. Anders wird die Einrichtung derer sein, wo größere Arbeitermassen an größeren Etablissements stehend beschäftigt werden; anders die derer, wo nur vorübergehend eine größere Menge herbeigezogen wird, und endlich anders die derer, wo eine geringere Arbeiterzahl sich findet. Im erstieren Falle werden die Kassen von regelmäßigen Abzügen des Wochenlohnes gebildet und erhalten, in den beiden andern Fällen kann das erforderliche Krankengeld auf Gegenseitigkeit beruhen, daß nur immer so viel vom Wochenlohn zurückbehalten wird, als die Zahl der Erkrankten zu ihrer Verpflegung zufällig bedarf. Denn eine Krankenkasse besonders da zu unterhalten, wo entweder die Arbeiter in einigen Monaten wieder aus einander gehen, oder der Erkrankungsfälle äußerst wenige sind, möchte nicht rathsam erscheinen. Wie viel vom Thaler des Wochenlohnes den einzelnen hiefür eingehalten werden müsse, hängt von so außerordentlich vielen Umständen ab, daß es der Dertlichkeit überlassen bleiben muß, ob 6 Pf. oder

9 Pf. oder 1 Sgr. von jedem Thaler des Arbeitslohnes. Für ledige Arbeiter und Arbeiterinnen empfiehlt sich die Verpflegung in einer Krankenanstalt, und nur wo dieselbe nicht zu erreichen, kann ihr Kosthaus dazu verwandt werden. Ersteres empfiehlt sich deshalb, weil daselbst die Genesung in der Regel eher zu erwarten steht, was im Interesse der Unternehmer eben so sehr, wie in dem der Arbeiter liegt. Daher gebührt auch dem Arbeitgeber durchaus ein Theil des Krankengeldes mit zu zahlen, weil ihm die Herstellung der Erkrankten nur zum Vortheile gereicht. Ist eine Krankenanstalt vorhanden, so ergibt deren Verpflegsaß schon von selbst die Höhe des zu zahlenden Krankengeldes. Findet sich eine solche nicht vor, so normirt sich der Satz des Krankengeldes nach einer ortsüblichen Höhe der Krankenpflege. Bei Verheiratheten und denen, welche ihre Familien am Orte haben, wird die Verpflegung meist in der Familie gewünscht werden, theils weil das Krankengeld zur Unterhaltung der Familie mit dient, theils weil die Liebe auch die Ahrigen selber zu verpflegen wünscht. Natürlich sind solche Erkrankungen oder Beschädigungen durch die Arbeit, welche im Hause nicht gut behandelt werden können, auch hier aufs Krankenhaus angewiesen. Keinenfalls darf aber das Krankengeld so hoch gestellt werden, daß es zur Ursache von Krankheitsimulationen wird, aber auch nicht so niedrig, daß eine mehrwöchentliche Erkrankung die Familie in Armuth bringt. Auch kann es nicht gebilligt werden, daß, wie oft geschieht, das Krankengeld erst am Schlusse der Krankheit gezahlt werde. Dadurch wird die Familie zu hart betroffen. Das Krankengeld muß wenigstens wöchentlich geleistet werden, damit immer einiges Geld zur Bestreitung der mancherlei Ausgaben im Hause sei. Die Krankenkasse selber darf auch nicht in der Hand des Arbeitgebers beruhen, oder ihr Vermögen nur im Geschäftsbuche stehen. Dieselbe muß durchaus unter einer vom Geschäfte getrennten Verwaltung und von beiden Seiten dafür erwählten Kommission stehen, welche überflüssige Gelder sorgfältig anlegt und Rechnung führt. Daß deren Mitglieder sich vom Zustande der Erkrankten zuweilen selbst überzeugen und bei günstigem Stande der Kasse auch erforderlichenfalls außerordentliche Unter-

stützung verabreichen, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Eine derartige Kontrolle von Interessenten der Krankenkasse ist durchaus nöthig und dient zum Vortheile der Kasse.

Daß jede Krankenkasse auch einen Arzt erfordert, der sowohl die in diese Kasse eintretenden Individuen hinsichtlich ihres Gesundheitsstandes untersucht, als auch die Erkrankten behandelt und ihre Genesung gewissenhaft feststellt, bedarf keiner weiteren Erörterung. Allein anders verhält sich's mit der Frage: Wie soll derselbe gestellt und von wem angestellt werden? Seine Bestallung muß zunächst unter Mitwirkung der an der Krankenkasse Betheiligten und darf nicht einseitig vom Arbeitgeber geschehen. Denn auch hier bleibt jeder Schein einer Protektion zu vermeiden. Eine größere Arbeiterbevölkerung wird der Hülfe mehrere Aerzte bedürfen und ihre Auswahl kann den Patienten nur willkommen sein. Und doch gibt der dadurch entstehende Zwang, nur an bestimmte Aerzte gewiesen zu sein, zu mancherlei Klagen noch Anlaß. Diese zuweilen ganz begründete Klagen völlig abstellen zu wollen, gehört ins Bereich der Unmöglichkeiten. Höchstens könnte bei einem schwer zu konstatirenden Krankheitsfall dem bestellten Arzte aufgegeben werden, auf den Wunsch des Patienten einen fremden Arzt mit hinzuzuziehen. Aber auch da müßten vorher dergleichen Fälle im Krankenstatut vorgesehen werden. Die Kontrolle der Krankenkassen-Kommission hätte hierbei auch ein Wort mitzusprechen, sie kontrollirt zuletzt nicht bloß den Kranken, sondern zugleich auch den Arzt mehr oder weniger. Sehr wünschenswerth bleibt es, wenn sich die ärztliche Pflege nicht bloß auf die erkrankten Arbeiter beschränkt, sondern auch auf deren Familie ausgedehnt werden kann.

Noch schwieriger gestaltet sich die Sache, wenn es sich um das ärztliche Honorar handelt. Soll derselbe in festem Gehalte stehen oder nach der Zahl der behandelten Kranken am Jahres-schluß, natürlich einem vorher vereinbarten Satze gemäß, honorirt werden? Im ersten Falle pflegt die Sicherheit seiner Praxis ihm zu der Versuchung zu gereichen, daß er auch die Patienten leicht sorglos behandelt, besonders wenn die anderweitige Praxis sehr einträglich wird. Mögen in solchen Fällen die Klagen der Kranken über Vernachlässigung ihrer ärztlichen Pflege gar häufig un-

begründet sein, so muß doch andrerseits auch wiederum alles aufgehoben werden, daß ihnen jede Veranlassung dazu abgeschnitten werde. Daher muß durchaus ein Besuch des Kranken seitens der Verwaltungskommission fest gehalten werden. Weniger steht genannte Befürchtung zu erwarten, wo etwa mehrere Aerzte namhaft gemacht werden, an welche die Erkrankten sich nach eigenem Ermessen wenden und deren Behandlung sie auch wechseln können. Allein in diesem Falle möchte die erforderliche Disziplin der Simulanten leiden. Am besten bleibt es, wo ein Krankenhaus, das seine selbständigen Aerzte hält und mit der Krankenkasse in keiner Beziehung steht, etwa der Gemeinde gehört, die Kranken zugewiesen erhält und das Interesse des Arztes mit dem der Kranken gar nicht in Verbindung steht. Es kann daher auch nicht empfohlen werden, daß einzelne Fabriken ihr eignes Krankenhaus errichten. Denn einmal sind die enormen Kosten, die die Errichtung und Unterhaltung einer solchen Anstalt erfordert, wohl zu bedenken. Zum andern wird ein solches Haus, das nur auf die Pflege eines einzelnen Standes angelegt ist, einer gewissen Einseitigkeit in Disziplin, ärztlicher Pflege und Form der Krankheiten kaum entgehen können. Zum dritten aber wird der Hausarzt ganz mit Recht darauf bedacht sein, als Fabrikarzt jeden erkrankten Arbeiter der Krankenanstalt zuzuweisen, was im Familienleben manche Inkonvenienzen erzeugen und gar leicht das Krankenhaus den Arbeitern zur Schreckensanstalt machen kann, wie den Soldaten das Lazareth. Mag hierin auch viel Unverstand der Leute zu Grunde liegen, so muß zulezt auch dieser in Krankheitsfällen berücksichtigt werden. Will man aber den Zutritt ins Krankenhaus auch andern Aerzten, und wären es angestellte Fabrikärzte, gestatten, so entsteht dadurch die Gefahr, daß die einheitliche Leitung einer solchen Anstalt leiden möchte.

Gewöhnlich geschieht es, daß im Laufe der Zeit gut verwaltete Krankenkassen bei einem zahlreichen Arbeiterstande, selbst da, wo die Arbeit häufig körperliche Verletzungen nach sich zieht, anschwellen und Kapitalien häufen. Da es nicht Zweck dieser Kassen sein kann, ihre Einnahmen zur Sammlung todter Ka-

pitalien zu benutzen, sondern zum Wohle der Interessenten weislich zu verwenden, so pflegen Krankenkassen auch leicht noch andern Zwecken zu dienen. Am natürlichsten knüpft sich eine Sterbekasse daran. Jeder Todesfall verursacht außerordentliche Ausgaben. Daher finden wir das Institut von Sterbekassen vielfach verbreitet unter allen Ständen. Ihr Zweck ist, sowohl ein standesmäßiges Begräbniß zu bereiten, als auch wo möglich den Hinterbliebenen einige Thaler Geld in die Hand zu geben. Im Durchschnitt gedeihen diese Sterbekassen bei geringer Einlage der Betheiligten gar schnell. Daß nun auch die Krankenkassen der Arbeiter hierzu verwendet werden, wird jedem billig erscheinen, welcher weiß, wie hoch in den Augen aller ein ehrliches Begräbniß steht und wie einige Thaler baares Geld in den meisten Fällen den Hinterbliebenen willkommen sind. Die Höhe der Sterbegelder wird sich natürlich einzig und allein nach den ortsüblichen Begräbnißkosten zu richten haben. Wünschenswerth jedoch bleibt es, wo einer der Arbeiter zu seiner letzten Ruhe getragen wird, daß auch wenigstens ein Theil seiner Mitarbeiter ihm ein ehrendes Geleit gäbe. Hier ist's Pflicht jedes Arbeitgebers, in solchem Falle für das Grabesgeleit des Hingeschiedenen zu sorgen und ernstlich darauf zu halten, daß seine Genossen in der Arbeit ihn auch im Tode ehren. Die wenigen Stunden zur Begräbnißfeier müssen, ohne Verkürzung des Arbeitslohns, den begleitenden Genossen frei gegeben werden. Freilich noch schöner und wohlthuernder wird es sein, wenn der Arbeitgeber in eigener Person, oder durch entsprechende Vertreter, seine Leute im Tode ehrt und der Leichenfeier beivohnt. Dergleichen Aufmerksamkeiten wirken erfolgreich auf das gegenseitige Verhältniß und binden beide Theile fester aneinander. Auch wird es nicht fehlen, daß sich gerade an derartiger Leichenfeier ein gewisser Korporationsstimm bei den Arbeitern herausbildet, welcher möglichst unterstützt werden muß. Denn das Gefühl der Zusammengehörigkeit hebt das Standesbewußtsein und übt mehr oder weniger eine öffentliche Zucht über den einzelnen. Daß aber die Leichenfeier dazu beitragen wird, liegt darin, daß sich hieran eine bestimmte Form und Sitte, wodurch dieselbe sich von jeder andern Leichenfeier unterscheidet, knüpft, in welcher die Ar-

beiter eines Etabliſſements in die Deffentlichkeit treten. Dieſelbe Form wird mit der Zeit ſich weiter ausbilden und zur Grundlage für jedes öffentliche Hervortreten der Leute dienen. Hier pflegt es eine Fahne, dort ein Abzeichen in der Kleidung, oder ein beſonderes Muſik- oder Sängerkhor, oder alle dieſe Eigenthümlichkeiten zuſammen zu ſein. Denn je freier die Arbeit wird, von jedem Zünſungszwang loſ, deſto berechtigter tritt dann die freie Abſonderung, der Trieb, die ſich verſchlüſtigen vollenden Elemente zuſammen zu halten, wieder hervor. Das iſt die Centripetalität in der freien Arbeit.

Um die Verwaltung ſowohl der Invaliden- als der Kranken- und Sterbekaſſe zu vereinfachen, wird es ſich empfehlen, daß dieſelben unter einer Verwaltung ſtehen und nur die einzelnen Kaſſen jede eine beſondere Poſition der gemeinſamen Rechnungsführung ausmachen. Bei ausgebreiteten Geſchäften kann die Rendantur einem rechnungskundigen Beamten, dem eine Deputation aus den Arbeitern zur Seite ſteht, leicht übertragen werden, ob als unbefoldetes Ehrenamt oder ob für eine beſcheidene Gratifikation, das wird vom Stande der Kaſſe und von der Willigkeit der Interessenten abhängen. Eine beſondere Rendantur würden wir nicht anrathen, indem ſich dadurch ein oft die Interessenten tief verletzender Bürokratismus herausſtellen kann. Daß aber eine jährliche Rechnungsablage vor einer Generalverſammlung der Interessenten, wozu natürlich der Arbeitgeber in hervorragender Stellung gehört, ſtattfinde, bleibt unerläßlich.

Bei Auflöſung des Geſchäftes würde natürlich auch die Frage: Wie ſoll es in dem Falle mit der gemeinſamen Kaſſe gehalten werden? zu beantworten ſein. Wird dieſelbe vom Geſchäftsbetriebe ferne gehalten und beſonders verwaltet, da kann über ſie als Eigenthum der Arbeiter leicht entſchieden werden. Entweder wird dieſelbe an die daran Partizipirenden gleichmäßig vertheilt, ſo daß von der Invalidentkaſſe diejenigen, welche zu ihr gehörten neßt den vorhandenen Wittwen und Waiſen, ihren gleichen Antheil, als das ihnen zufallende Kapital erhielten. Oder dieſelben Perſonen treten wieder zuſammen in ein anderes Ver-

hältniß, oder bilden eine produktive Genossenschaft, sobald das Gesamtkapital dazu genügt und kommen ihren statistischen Verpflichtungen nach. Die Kranken- und Sterbekasse müßte freilich nach sämtlichen Theilnehmern vertheilt werden, während es unbenommen bleibt, ob die, welche noch zusammenhalten wollen, ihren Antheil auch in der Kasse zum bisherigen Zwecke zu belassen gesonnen sind. An der Kranken- und Sterbekasse partizipirt jeder der betreffenden Arbeiter, welcher in Folge eines ärztlichen Attestes als gesund beigetreten ist, von dem Termine an, wo er in Arbeit tritt. Ihm seinen Anspruch auf das Krankengeld später hinauszuschieben, etwa nach einigen Wochen Arbeit, kann oft zu großen Härten führen. Hat der Arzt den neu eintretenden Arbeiter für gesund erklärt und erkrankt derselbe trotzdem gleich nach Eintritt in die Arbeit, so trägt nicht der Arbeiter, sondern der untersuchende Arzt die Schuld, vorausgesetzt, daß jener nicht absichtlich den Arzt hintergangen hat. Aber auch das wird sich selten sicher erweisen lassen. Daher bleibt es gerathener, hierin eine gewisse Liberalität zu zeigen. Müßte also die Kranken- und Sterbekasse auch aufgelöst werden, so bekäme jeder Theilhaber seinen natürlichen Antheil. Aber auch hier ist's bei Auflösung eines Geschäftes denkbar, daß diese Kasse entweder ganz oder theilweise zum Nutzen der Interessenten bestehen bleiben kann. Raum bedarf es wohl der Erwähnung, daß, wer freiwillig aus diesem Verbande tritt, sei es, daß er anderswo in Arbeit geht, sei es, daß er ein eigenes Geschäft anfängt, damit auch jedem Antheile an den betreffenden Kassen entzagt. Ebenso muß vorgeesehen sein, daß gewisse Vergehen dieselbe Ausschließung nach sich ziehen. Der Termin, wo jemand in den Genuß einer Invalidenpension tritt, kann nur durch ärztliches Attest über seine Arbeitsunfähigkeit festgestellt werden. Uebrigens pflegt jedes industrielle Unternehmen von nur einigermaßen größerer Ausdehnung so vielerlei Beschäftigung zu bieten, daß auch sonst arbeitsunfähige Personen zu deren Berrichtung verwendet werden können. Daher liegt die Gefahr ferne, als ob die Invalidenkasse gar bald über Vermögen möchte angestrengt werden. Doch dergleichen weiter zu verfolgen, führt uns zu weit in die Kasuistik, die uns hier ferne zu halten bleibt.

Es wäre noch zu erwägen, ob die genannte Kasse, als Einheit betrachtet, auch zur Zahlung des Schulgeldes für die Kinder ihrer Interessenten benutzt werden solle. Natürlich kann hier nur vom Schulgelde in den Elementarschulen die Rede sein, höchstens könnte zum Schulgelde der Kinder, welche höhere Schulen besuchen, nur der ortsübliche Schulgelbsatz der Elementarschulen beigetragen werden, und das auch nur bis zum vollendeten 14. Lebensjahre. Zwar ist's wahr, daß, wie wir früher erwähnten, unser Arbeiterstand gerade da in bedrängtester Lage zu sein pflegt, wo die Kinder noch selber erwerbsunfähig sämmtlich der Schule angehören, daher jede Erleichterung ihrer Lage um so willkommener erscheint. Doch da die Akten über Zahlung des Schulgeldes noch nicht geschlossen sind und vielleicht einzelne Gemeinden entweder aus eigenem Antriebe das Schulgeld freigeben, oder theilweise Erleichterung in seiner Zahlung eintreten lassen, so würden diese Vergünstigungen schwerlich auf eine solche Kasse ausgedehnt werden. Es könnte mithin der Fall eintreten, daß von den Arbeitern zur Unterhaltung der Schulen doppelt beigeuert würde, einmal durch die Gemeindesteuer und dann durch die Lohnabzüge an ihre Kasse. Dergleichen Uebelstände müssen bei Zahlung des Schulgeldes seitens einer Fabrikkasse durchaus vermieden werden, sei es, daß man sich vorher mit der Schulgemeinde darüber vereinbart, sei es, daß man den Arbeiter in irgend einer andern Weise entschädigt.

12. Aufseher und Schiedsrichter.

Allein trotz aller dieser Winke und Vorschläge, selbst wenn alle Schwierigkeiten ihrer Durchführung bei Arbeitgebern und Arbeitnehmern glücklich überwunden werden sollten, wird es dennoch an einzelnen Kollisionen und starken Reibungen beider Theile nicht fehlen. Denn je enger Menschen mit einander verbunden leben, desto mehr fehlen sie gegen einander. Abgesehen von den unverbesserlich Unzufriedenen, bietet jedes Verhältniß unter Menschen so viel Gelegenheit und Anlaß, daß ihre Interessen sie mit einander in Konflikt bringen, daß man auf größeren Arbeits-

plätzen immer darauf gefaßt sein muß. Wir wollen zwar nicht das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gerade mit dem eines gewaffneten Friedens vergleichen, aber können es eben so wenig ein patriarchalisches einfaches nennen. Die verschiedenen Nuancirungen, welche zwischen diesen beiden Endpunkten mitten inne liegen, möchten die Flüssigkeit einer daran gelegten Wasserr Wage bald mehr zur Linken, bald mehr zur Rechten neigen. So mag es sich wohl in allen günstigen Fällen herausstellen. Das alte, oft gepriesene, für uns aber nur bedingungsweise geltende Wort: „Deß Brod ich esse, deß Lied ich singe“, darf wohl kaum noch als Ausdruck der Gesinnung unsrer Arbeiterbevölkerung angesehen werden.

Der eigentliche Schwerpunkt, welcher das Verhältniß beider Theile zu einander bedingt, liegt meistens weniger im Arbeitgeber als in den Personen, welche die Verbindung der Arbeiter mit dem Brodherrn vermitteln. Es sind das die Meister, Aufseher und Beamten. Von ihnen hängt ebenso die Zufriedenheit der Arbeiter, wie die der Bürger mit der Regierung vom Auftreten der Staatsbeamten ab. So sehr auch ihre Wahl von ihrer Intelligenz und ihrer technischen Fertigkeit abhängen mag, so muß doch bei ihrer Anstellung auch ihre Gesinnung und ihr Geschick mit den Leuten umzugehen, mit in die Waagschale kommen. Ihr Umgang und Verkehr mit den Leuten bedingt auch deren Zu- und Abneigung für den Arbeitgeber. Als die natürlichen Organe des Brodherrn bedingt ihr Verhalten auch das Urtheil der Leute über denselben. Durch ihre Stellung üben sie den größten Einfluß auf beiden Seiten aus; daher erfordert ihre Anstellung große Umsicht und Vorsicht, eine strenge Prüfung ihres sittlichen Werthes. Sie müssen ebenso im Stande sein die Regungen einer begründeten oder unbegründeten Unzufriedenheit ihrer Leute freundlich auszugleichen, als auch das Interesse des Arbeitgebers immer wieder energisch zu wahren und zu vertreten. Leider pflegt auch hier Brodneid und Augendienerei viel zu schaden und oft die bestgemeinten Anordnungen unwirksam zu machen.

Mit Recht ist in neuester Zeit auch von Behörden dahin gearbeitet worden, daß Schiedsgerichte zur Ausgleichung von ausgebrochenen Konflikten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern eingerichtet werden sollen. Dieselben können natürlich nur aus Vertrauensmännern, welche beide Parteien zu dem Zwecke ernennen, bestehen. Freilich lehrt die Erfahrung, daß, wenn einmal die Gemüther erhitzt sind, die Rolle der Vermittler eine recht undankbare zu werden pflegt. Allein desungeachtet kann ein derartiges Schiedsgericht viel Gutes wirken und manches Unheil im ersten Keime ersticken. Möchte man doch geneigt sein zu sagen, daß fast alle unsere gesellschaftlichen Beziehungen nicht minder, wie auch das Verhältniß unsrer politischen Parteien auf gegenseitigen Kompromissen beruhen, warum nicht auch das der Arbeiter zu ihrem Brodherrn? Um aber ein solches Kompromiß bei einzelnen Differenzen abschließen zu können, bedarf es stets gewisser Vertrauensmänner. Ob dieselben ein für allemal, oder nur in vorkommenden Fällen ad hoc bestellt werden möchten, wird zunächst von den Parteien selbst abhängen. Mag nun das eine oder das andere beliebt werden, so muß doch zwischen beiden Parteien das festgestellt werden, daß sie bei etwaigen Differenzen sich einem solchen Schiedsgerichte unterwerfen wollen. Wo aber diese Vereinbarung gilt, da wird es ziemlich gleich bleiben, ob diese Schiedsrichter ein- für allemal, oder immer nur für einzelne Vorkommnisse erwählt werden. Wir würden es für zweckmäßig erachten, wenn bei jedem größern Geschäft zwischen den Arbeitern und dem Chef, mag derselbe persönlich sein Geschäft leiten, oder mag derselbe eine juridische Person sein, die Vereinbarung getroffen würde, daß zwei Personen als stehende Schiedsrichter beider Theile ernannt würden, denen bei ausbrechender Differenz nun auch einige von den Parteien für den vorliegenden Fall gewählte Beisitzer jedesmal beigelegt würden. Auf solche Weise wäre in diesem Gericht ein ebenso nothwendig stabiles, als auch ein ebenfalls unentbehrlich flüßiges Element. Allein der eigentliche Segen dieses Friedensgerichtes hängt zuletzt von dem guten Willen der Parteien ab. Bequemte man sich zur Errichtung dieser Institute, so wäre damit wenigstens eine Gelegenheit ge-

schaffen, wo die beiden oft einander fremden Theile sich gleichberechtigt einander gegenüber treten und die zuweilen delikatesten Dinge objektiv behandeln können. Schon das wäre ein unschätzbare Gewinn. Dadurch würde mancher sonst tüchtige Arbeiter, der sich vielleicht in Uebereilung oder in Verblendung vergangen hat, dem Geschäft erhalten bleiben. Gegenwärtig folgt in solchen Fällen entweder Entlassung des Arbeiters, oder trotziges Aufgeben der Arbeit einzutreten, was häufig beide Theile bald wieder zu bereuen Ursache haben, aber den Riß wieder zu heilen nicht Selbstverleugnung genug besitzen. Wir können in Herstellung solcher Schieds- und Friedensgerichte, in welchen zuverlässige Persönlichkeiten, die nach keiner Seite abhängig sind, sitzen, nur den schönen Anfang eines heilsamen Werkes erkennen.

13. Beseitigung des Brantweins.

Daß wir bisher eines der gefährlichsten Feinde unsers Arbeiterstandes, des Brantweines, nicht Erwähnung gethan haben, darf nicht Wunder nehmen. Denn derselbe nagt nicht allein hier, sondern am ganzen Volke. Uns nimmt es nur Wunder, daß so viele Arbeitgeber denselben, noch für unentbehrlich halten. Man möchte doch meinen, wie es noch möglich sei, nachdem die Kraft und Wirkung dieses Getränkes in jeder Hinsicht gerichtet ist, daß man dasselbe zur Erhaltung und Stärkung, gerade der Arbeiter, als unentbehrlich verabreicht. Wollen unsere Arbeitgeber wirklich nicht einsehen, daß der Brantwein selbst für Feuer- und Wasserarbeiter eher schädlich als heilsam wirkt? Es ist ja bekannt, daß zur Stillung des Durstes, wie zur wohlthuenenden Erwärmung in nasfkalter Arbeit, ein guter Kaffee ohne Milch und Zucker genossen, dem Körper weit zuträglicher ist, denn alle die verschiedenen Arten des Alkohol. Wir gehören keineswegs zu denen, welche in diesem Getränk nur Satansblut erblicken, aber müssen es entschieden mißbilligen, wenn Arbeitgeber den gefährlichen Aberglauben, als ob der Brantwein zur Stärkung unentbehrlich sei, unterstützen, und dadurch fördern, daß sie selber ihn zur Anmischung ihrer Leute verabreichen. Es ist traurig genug,

daß sie ihn außer den Arbeitsstunden suchen, aber noch trauriger wird es, wenn also ihr Vorurtheil und ihre Leidenschaft vom Arbeitgeber genährt wird. Vielmehr sollte jeder, der andere in seinem Dienste hält, ängstlich darüber wachen, daß endlich die Ueberzeugung, wie schädlich und verderblich ein regelmäßiger Brantweingenuss selbst trotz aller Mäßigung im Genuße, auf die menschliche Gesundheit wirke, sich allgemein Bahn breche. Der Brantwein ist aber auch zugleich der gefährlichste Feind der Arbeitgeber. Denn derselbe ruinirt nicht allein die kostbare Gesundheit und das Familienglück ihrer Leute, sondern gibt auch die Veranlassung zu allen den traurigen Ausstritten, welche in unserer Zeit unter den Arbeitern zur Erscheinung kommen. Arbeitseinstellungen, Strife und rohe Zerstörungen werden beim Brantwein erzeugt und unter seinem Einflusse ausgeübt. Wer den Brantwein aus seinen Werkstätten entfernt, ihn etwa durch Kaffee oder ein anderes Getränk ersetzt, der bricht einer ihm gefährlichen Syber den stärksten Giftnah aus.

14. Schlusswort.

Alle die vielfachen Vorschläge zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen werden nur dann etwas ausrichten, wenn dieselben eine Hand versucht, welche von einem Herzen bewegt wird, das etwas vom Jammer Christi über die Verwahrlosung des Volkes empfindet. Es gehört viel Geduld und Freundlichkeit dazu, täglich mit all den maßlosen Ansprüchen und dem undankbaren Gebaren im Kampf zu stehen und nicht müde zu werden Gutes zu thun. Und wird auch nicht das erwünschte Ziel erreicht, so verdient es doch alle Anerkennung, dasselbe ernstlich erstrebt zu haben. Wahrscheinlich gehört mehr als ein Menschenleben dazu, ehe unserm Arbeiterstande die ihm gebührende Lebensstellung zu theil wird. Gegenwärtig befinden wir uns mitten in der Gährung, in den Geburtswehen, welche einen 4. Stand in die Menschheit hinein gebären wollen. Es sind nicht einzelne Tagelöhner, welche um ihre Existenz ringen, sondern es ist eine geschlossene Klasse der civilisirten Menschheit, welche einzig und allein auf ihrer

Hände Arbeit angewiesen und die Väter, aber nicht die Besitzer des Kapitals sind. Ihre Hand hat das Kapital erzeugt, ihre Hand dasselbe groß gezogen, ihre Hand nährt es täglich. Aber das von ihnen gezeugte und wohl genährte Kind entwickelt wenig kindliche Dankbarkeit gegen seine Ernährer. Es scheint vergessen zu haben, daß der Eltern Segen der Kinder Häuser baut. Beide müssen daher ihr Wohl und Wehe unauflöslich mit einander verbinden und theilen. Ob solches am besten auf dem Wege geschieht, den wir angedeutet, daß Kapital und Arbeit ihren Reingewinn redlich theilen, wagen wir nicht apodiktisch zu behaupten, aber in einer diesem Wege analogen Weise wird und muß es geschehen müssen. Dessen sind wir fest überzeugt. Und wenn dagegen gesagt wird, daß das Kapital oft lange zinslos arbeiten muß, während die Arbeitskraft regelmäßig ihren Arbeitslohn erhält, so finden wir solches ganz an der Ordnung. Denn wenn das Kapital auch jahrelang zinslos arbeitet, ehe ein Gewinn erzielt wird, so bleibt dagegen zu bedenken, daß das Kapital in dieser seiner zinslosen Arbeit ungeschwächt bleibt, während die Kraft des Arbeiters in dieser Zeit täglich abnimmt und für diese Kraftabnahme gebührt ihm der Arbeitslohn. Erzielen aber beide zusammen durch ihre Thätigkeit lohnende Erfolge, dann sollen sie auch beide derselben sich gleichmäßig erfreuen. Pflegen doch einzelne Aktiengesellschaften selbst auch dann das Anlagekapital zu verzinzen, wenn noch keine Ausbeute gewonnen wird, freilich ist solches nur ein Scheinmanöver, um wie viel mehr muß die Arbeitskraft, auch wo kein Gewinn schon vorliegt, durch den Arbeitslohn verzinst werden! Man stelle nur den von uns vom Reingewinn bestimmten Theil den Arbeitern in Aussicht, sie werden sicherlich alles aufbieten, die magere, gewinnlose Zeit möglichst abzukürzen und freudig dem Ziele entgegen wirken, das ihnen etwas mehr als den gewöhnlichen Arbeitslohn vorhält. Erst wenn sie in die Leiden und Freuden des Geschäftes mit hineingezogen werden, werden sie auch vernünftiger in ihren Ansprüchen sich zeigen. Denn bis jetzt muß man doch sagen, daß häufig Geschäftsunkenntniß als Ursache ihrer exorbitanten Forderungen angesehen werden muß. Es muß dahin kommen, daß sie innigste Theilnahme mit dem Arbeitgeber empfin-

den, so lange sie denselben nur auf Hoffnung sich abmühen sehen. Dagegen kann es nur Verbitterung erzeugen, wenn sie sehen, wie die von ihnen produzierten Artikel reißend und zu hohen Preisen abgehen, während ihre Arbeit nicht höher, als in dem flauften Geschäftsgange bezahlt wird. Wollte aber jemand einwenden, daß das Kapital darum, weil jedes Unternehmen immer ein großes Wagestück und Risiko sei, auch durch seinen Antheil am Reingewinn der Arbeitskraft vorgezogen und besser bedacht werden müsse, so ist das ein wenig zutreffendes Argument. Denn das steht dem Kapital überall bevor, daß es verloren gehen kann. Man mag es zum Börsenspiel gebrauchen, oder in eine Handlung oder auf Hypothek aus thun, allüberall kann es verloren gehen. Dafür daß es dieser Gefahr ausgesetzt zu sein pflegt, wird man ihm doch nicht eine besondere Belohnung aussetzen wollen! Dieselbe Gefahr theilt mit dem Kapitale auch jeder Arbeiter. Gerade unsere Industrie hat eine Menge lebensgefährlicher Arbeiten, so daß viele Arbeiter ebenso dabei ihr Leben riskiren, wie das Kapital seine Tausende von Thalern. Wo also in einem Unternehmen das Kapital aufs Spiel gesetzt wird, da sehen ebenfalls auch die Arbeiter ihr Leben aufs Spiel, beide riskiren ihr Dasein und stehen auch in diesem Punkte einander ganz gleichberechtigt gegenüber.

Allein wir sind keineswegs der Meinung, daß die nach unserm Vorschlage eingeführte Mitbetheiligung des Arbeiters am Gewinn und Verluste des Geschäftes denselben schon glücklich machen werde. O nein, die menschliche Zufriedenheit ruht nicht im Gelde, sondern in seiner religiös-sittlichen Herzensbildung. Daher scheuen wir uns nicht, zum Schlusse das Bekenntniß zu thun, daß der eigentliche Schwerpunkt des Glückes der Arbeiter darin zu suchen bleibt, was wir über die physisch-sittliche Hebung derselben gesagt haben. Fehlt ihnen die innere sittliche Stärke, da werden sie weder im Stande sein in Geduld zu arbeiten, so lange kein besonderer Antheil am Gewinn gegeben werden kann, noch später Lust zur Arbeit zu behalten, wenn ihnen der Gewinn reichlich in den Schooß fällt. Daher kehren wir zu unserm Anfang zurück, daß nämlich die menschliche Arbeit ein sittlicher Akt sei und des freien

Mannes Ehre und Zier. Oder möchten wir vielmehr richtiger sagen: Die Arbeit ist des Christen äußerer Gottesdienst, die Verwahrung seines inneren verborgenen Lebens mit Gott. Ob dieselbe nun an der Schufarre, oder am Ambos, oder an der Maschine, oder am Zeichentische und Komptoire geübt werde, das muß gleich sein. Auch der Organismus der Arbeit muß die Glieder, welche scheinbar eine unehrliche oder niedrige Handtierung treiben, ebenso ehren, ja noch mehr, als die ehrlichen und höheren Glieder der Arbeit. Denn diese bedürfen dieser Ehre weniger, da ihre Stellung schon sie weit über die übrigen hervorragen läßt und ihnen von Natur Ehre genug gewährt. Je höher aber die Stellung, desto besorgter muß der Hochgestellte sein um das Wohlerer, auf deren Schultern er steht und getragen wird. Die Füße tragen den ganzen Leib, also gebührt ihnen auch die sorgfältigste Pflege. Die Glieder, welche uns dünken die schwächsten zu sein, sind die nöthigsten.



Inhalts-Verzeichniß.

Erste Abtheilung.

Seite

Geschichtliche Einleitung	1—36
-------------------------------------	------

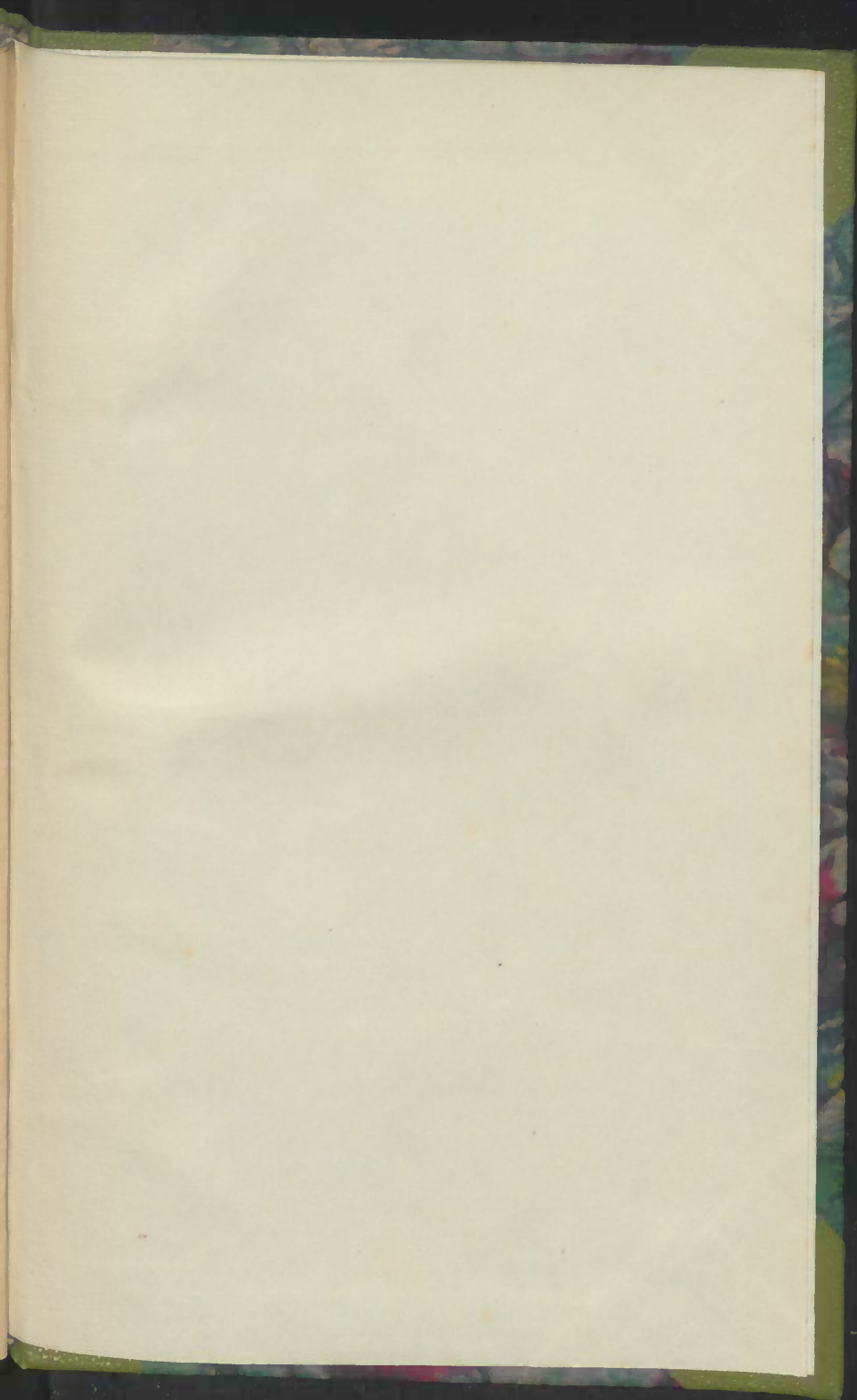
Zweite Abtheilung.

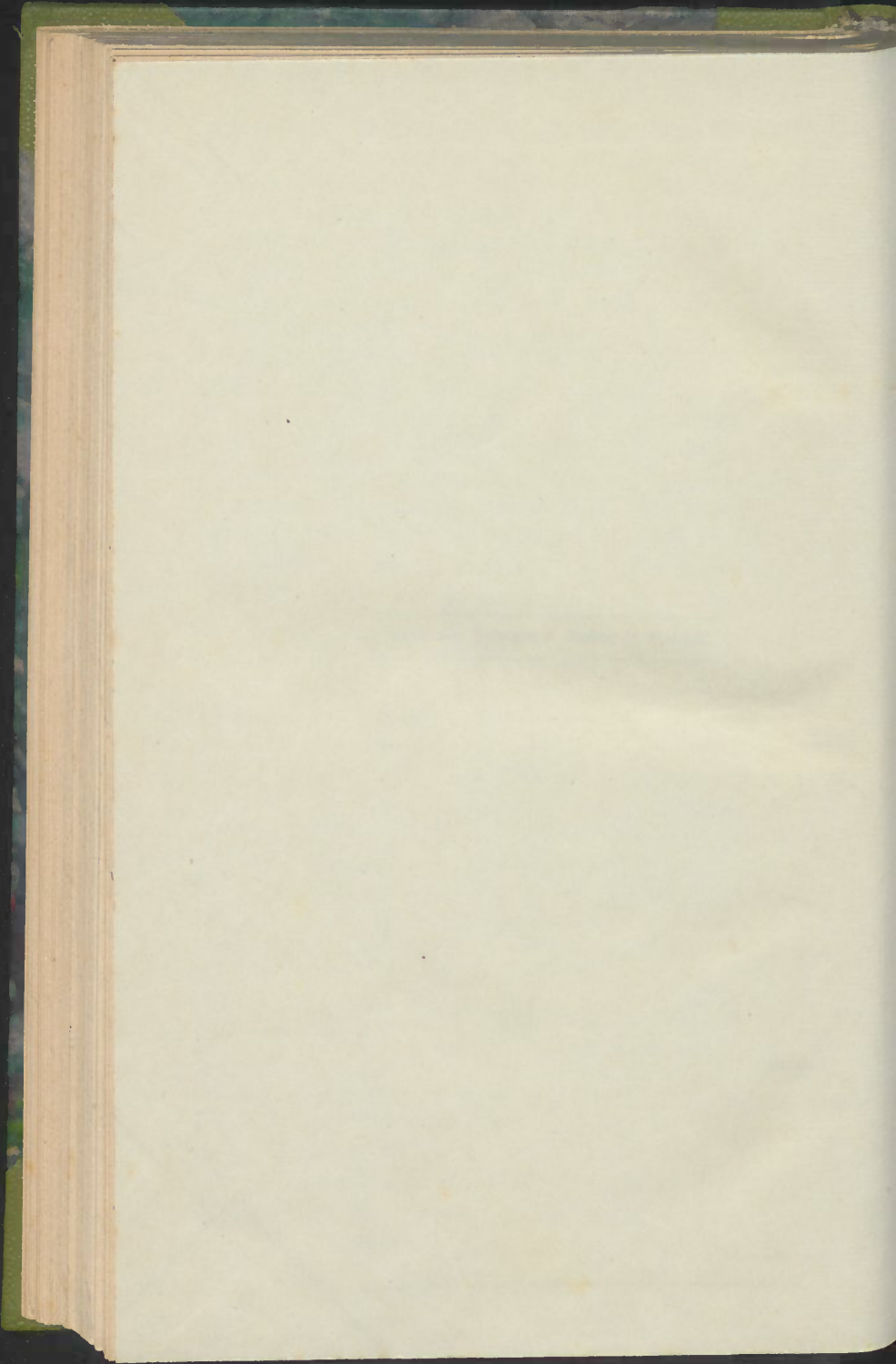
Die Arbeit	37—63
1. Begriff und Arten der Arbeit	37
2. Lohn der Arbeit	44
3. Arbeit und Kapital	55

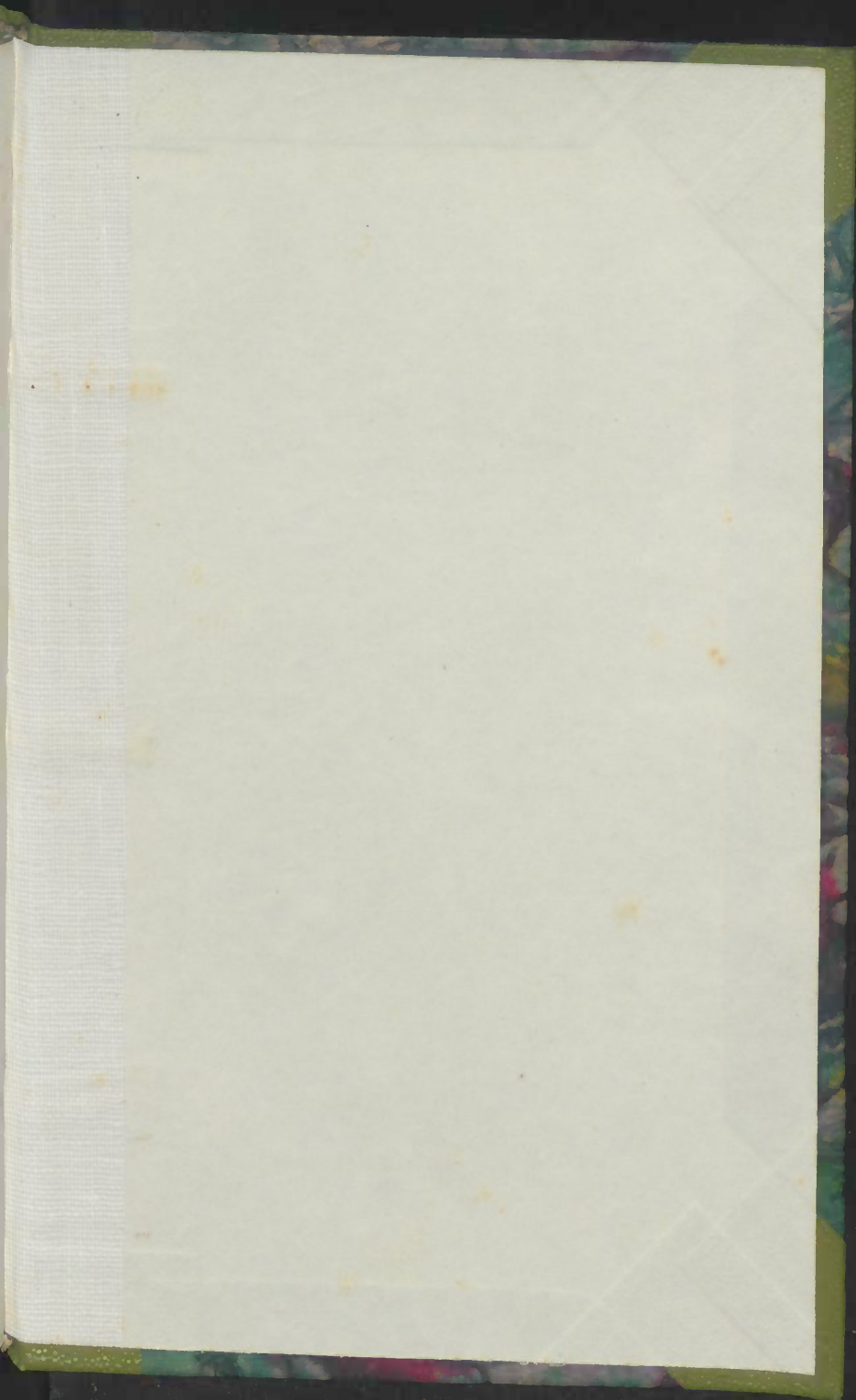
Dritte Abtheilung.

Winke und Vorschläge zur Verbesserung und Hebung der Lage des Arbeiterstandes	64—155
1. Würdigung der früheren Versuche	64
a. das System der Selbsthülfe	65
b. das System der Staatshülfe	69
2. Die sittliche Bedeutung des Eigenthums	72
3. Die Gesundheit und Kraft des Arbeiters	74
4. Kinderarbeit und Arbeiterkinder	78
5. Frauenarbeit und Arbeiterfrauen	90
6. Die jugendlichen Arbeiter	97
7. Arbeit und Feier	103
8. Wohnung der Arbeiter	114
9. Weitere Fürsorge für die Arbeiter	122
10. Der Arbeitslohn	133
11. Kranken- und Sterbekassen. Schulgelb	144
12. Aufseher und Schiedsrichter	151
13. Beseitigung des Brantweins	154
14. Schlußwort	155

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.









206S02701464